

DAS WALDVIERTEL

NEUE FOLGE 1957 Nr. 3/4

INHALT

Jörg Ignaz: Mittelalterlicher Handel und Marktbetrieb in Waidhofen an der Thaya

P. Ludwig Koller: Waldviertler Barockkünstler im Dienste des Stiftes Göttweig

Dr. Walter Pongratz: Das "feste Haus" zu Klein-Otten u. seine Besitzer

Rupert Hauer: Die eiszeitliche Tierwelt des Waldviertels

J. K. K.: Nieder-Plöttbach

Dr. Karl Schöbl: Reliquienfund in der Pfarrkirche in Weiten Dr. Heinrich Rauscher: Karl Geyer zum 70. Geburtstag

Für Volk und Heimat arbeitet der

WALDVIERTLER HEIMATBUND

Wer seine Heimat liebt, unterstützt uns durch Werbung neuer Mitglieder. Hilf auch Du mit!

DAS SCHONE GESCHENKBUCH

Schönes öfterreich

Von Dr. Franz Rebiczek
DAS USTERREICHISCHE HEIMATBUCH!

Es schreiben:

Burgtheater-Direktor Schrevvogl:

"Lebendige Stunden verdanke ich diesem Buch, das mit seinen wirklichen Erlebnissen und dichterischen Visionen, das Dokument einer Begabung ist, wo sich Wort und Idee wie selten decken. Ein Stil, der haarscharf ins Schwarze trifft . . ."

Tageszeitung "Neues Osterreich" (Nr. 3022/1955)

"Das ist ein Büchlein, das man durchblättern kann wie ein Album voll schöner Bilder, eins schöner wie das andere!"

Gustav Bienek in der "Weltpresse" (Nr. 181/1955)

"Der Autor schildert in stimmungsvollen, stillstisch fein geschlitfenen und sprachlich vollendeten Skizzen seine Erlebnisse vom "Col di Lana" bis nach Eger. Wo Wallenstein fiel . . . es gemahnt wehmütig an Adalbert Stifter" . . .

N.O. Gemeindezeitung (Folge 3/4, 1955)

"Die Lektüre dieses schönen Buches berührt einen tief innerlich Essollte in keiner Bücherei fehlen!"

Preis in Leinen gebunden mit Einbandzeichnung von Ernst Kutser 28.50 (5.— DM)

zu beziehen durch Kom.Buchhandlung LECHNER, Wien, oder direkt vom

JOSEF FABER-VERLAG, Wien-Krems

Einzelpreis & 6.Bangjabrig & 36. -

Drud Buchbruderei Josef Faber, Krems an der Donau, Obere Landstraße Mr. 12 Bermaltung Obere Landstraße Mr. 12

Waldviertel

Zeitschrift für Seimatkunde und Seimatpflege

Erfcheint am 1. jeben Monats. Eigentumer Berausgeber u. Berleger Baldviertler heimatbund; Berantwortlicher Schriftleiter Dr. heinrich Raufder, Stein an ber Donau, Mauntalitrage Dr. 108

6. Jahrgang

Krems, März-April 1957

Nummer 3-4

MITTELALTERLICHER HANDEL UND MARKTBETRIEB IN WAIDHOFEN AN DER THAYA

Von Ignaz Jörg

Die Pfarrgeschichte unserer Stadt weiß zu berichten, daß Waidhofen an der Thaya schon vor 1240 ein umfangreicher Ort mit 54 Hofstätten und zwei Mühlen war, der dem Landesherrn diente, woraus hervorgeht, daß Waidhofen seit frühester Zeit ein landesfürstlicher Besitz war. Außerdem dürfte damals der Ort nicht nur ein wichtiger Handelsmittelpunkt, sondern sogar eine befestigte Stadt gewesen sein.

Die erste urkundliche Nachricht, in der Waidhofen als Stadt erscheint, erfahren wir aus einer Urkunde vom 16. Mai 1288, mitgeteilt in den Blättern für Landeskunde (1882, S. 421). Darnach gelobten Konrad Ritter zu Praitenuelde (Breitenfeld), Herr Ulrich von Weidervelde (Weitersfeld), Herr Konrad, Ritter zu Eggenburch und noch andere Männer, dem Herzog Albrecht I. getreu zu dienen und sich nicht aus der Stadt Waidhofen an der Thaya zu entfernen und nichts gegen ihn zu unternehmen.

Die Urkunde über die Verleihung des ursprünglichen Stadtrechtes ist nicht mehr vorhanden, doch wissen wir, daß die eigentlichen Begründer von Städten und Märkten in Österreich die letzten Babenberger — und die ersten Habsburgerherzöge waren. Schon damals war jede Stadt bestrebt, möglichst viele Vorrechte (Privilegien) für sich zu erringen, ohne Rücksicht darauf, daß andere Städte dadurch geschädigt wurden. Diese halfen sich wieder auf ähnliche Weise.

Auch die Waidhofner Bürger haben es gut verstanden, sich vom Landesherren Handelsvorteile und Begünstigungen zu verschaffen, wodurch sie zu einer gewissen Wohlhabenheit und zu einer überragenden Stellung gelangten. Jeder Vorteil der Stadt war zugleich auch ein Vorteil des Landesherrn, da ja die Bürger ihre Abgaben und Steuern in die landesfürstliche Kammer leisteten.

In diesen frühen Zeiten durfte man nicht beliebig Handel treiben. Das Recht hiezu wurde vom zuständigen Grundherrn feierlich in einer Urkunde besiegelt. Der Handel bezog sich in seiner ursprünglichen Bestimmung auf den Austausch der heimischen Rohstoffe mit den Fertigwaren der Handwerker. Dieser Austäusch zwischen Erzeugern und Verbrauchern wurde für kleinere Gebiete auf den geregelten Wochenmärkten vorgenommen.

Für Waidhofen läßt sich die Zeit der Verleihung des Wochenmarktes und der Name des Landesherrn nicht mehr nachweisen. Eines jedoch steht fest, daß der Wochenmarkt schon viele Jahre vor dem ersten Jahrmarkt jeden Samstag abgehalten wurde. Dieser Wochenmarkt war ein Körner- und Viktualienmarkt und bildete die Grundlage zum wirtschaftlichen Aufstieg der Stadt, und Waidhofen war stolz darauf, daß es zu den bevorzugten Städten zählte und daß es den ehrenden Zusatz "Landesfürstliche Stadt" führen durfte.

Schon am frühen Morgen zogen die Bauern der Umgebung jeden Samstag mit ihren überschüssigen Erzeugnissen, wie Körnerfrüchten, Flachs, Vieh und Geflügel, Butter und Eiern usw. zur Stadt. Obst und Gemüse wurde aus der Horner und Znaimer Gegend zugeführt. Bei den Stadttoren mußte das vorgeschriebene Mautgeld und auf dem Marktplatze das Standgeld entrichtet werden, wodurch Waidhofen gute Einnahmen erzielte. Auf dem Marktplatze, wo die Verkaufsbuden für die Handwerker und fremden Händler aufgestellt waren, setzten die Bauern ihre Produkte ab und versorgten sich mit den notwendigen Erzeugnissen des Handwerks.

Die Zufuhr von Körnerfrucht betrug an einem Wochenmarkte oft einige Tausend Metzen. Dieses Hohlmaß, das hauptsächlich zum Messen von Getreide benützt wurde, war kein einheitliches Maß, nicht einmal für kleinere Gebiete. Fast jede Grundherrschaft und jede größere Stadt hatte ihre eigene Maßrechnung. Auch Waidhofen besaß seinen eigenen Metzen, von den Bürgern "Stadtmetzen" genannt, zum Unterschiede vom "Herrschaftsmetzen" der Schloßherrschaft Waidhofen und dem "Klostermetzen" der Kapuziner. Ebenso hatten Raabs und Zwettl ihren eigenen Metzen. In der geschichtlichen Abhandlung "Die Stadt Horn um das Jahr 1600" von P. Friedrich Endl findet sich der Vermerk: "18 Metzen alter Waidthofer oder Eggenburger Maß halten zu Wien 1 Mut per 31 Metzen, dem Kaufstrich nach gerechnet." Die fremden Händler mußten sich wegen dieser stets abweichenden Maßrechnung immer dem im Marktorte geltenden Metzen anpassen. Auf diese Verschiedenheit der Maße ist auch die Gepflogenheit zurückzuführen, daß man im Mittelalter auf dem Marktplatze der Stadt das hier geltende Hohlmaß, aus Stein gemeißelt, anbrachte, um in Streitfällen sogleich nachmessen zu können. Der steinerne Stadtmetzen dürfte bei der Einführung des neuen Metzens, entsprechend dem kaiserlichen Befehle vom 22. Februar 1589, entfernt worden sein.

Zum Messen trockener Handelsartikel, wie Körnerfrüchte, benützte man noch das Maß, das Schaff und das Viertel. Für Flüssigkeiten verwendete man das Faß, den Eimer, das Viertel, Achtel und das Kandlbesonders für Wein.

Jeder Wochenmarkt stand unter der Aufsicht von zwei Ratspersonen, welche für die Aufrechterhaltung der Ordnung und für die Einhaltung der Marktvorschriften zu sorgen hatten. Durch das Zusammenströmen der Marktbesucher, der Käufer und Verkäufer, machten die Geschäftsleute und Handwerker gute Geschäfte. Die höchsten Erträgnisse mochten wohl die Wirte, Bäcker und Fleischhauer eingeheimst haben.

Am 13. März 1337 verlieh Herzog Albrecht II. der Stadt wichtige Freiheiten und Rechte, welche auch günstige Bestimmungen für den Handel am Wochenmarkte enthielten. So waren die Bürger berechtigt. ihre Geldschuldner, seien es "Herren, Ritter, Knechten oder Gepauren", festzuhalten und zu pfänden, was ihnen gegen fremde Händler sehr zustatten kam.

Ein weiteres Vorrecht bezog sich auf die Ausübung des Tuchhandels durch auswärtige Händler. Um den heimischen Handel vor fremdem Wettbewerb zu schützen, wurde den reisenden Kaufleuten der Handel soviel als möglich erschwert. Sie durften den Tuchhandel anfangs nur am Wochenmarkte, später auch an Jahrmärkten ausüben und zwar nur den Verkauf von Tuch in ganzen Stücken (Ballen). Der sogenannte "Gewandschnitt" wurde ihnen nur für graues Tuch bewilligt. Dies durften sie im Kleinen nach der Elle verschneiden.

Zum wirksameren Schutz des heimischen Handels schlossen sich die Landstädte inniger zusammen und entwarfen wichtige Bestimmungen zur Abwehr gegen den fremden Wettbewerb, die auch vom Landesfürsten genehmigt wurden. So war es fremden Händlern nicht gestattet, einen Verleger zu haben, oder in der Wohnung oder vor der Kirche zur Zeit des Kirchweihfestes ihre Waren wie Tuche, Gewürze u. dgl. zu verkaufen. Nur im Frühjahr um den Himmelfahrtstag und im Spätherbste um Martini erhielten sie die Erlaubnis, drei oder vier Wochen in Stadt und Land handeln zu dürfen.

Bezüglich des Handels mit Lebensmitteln wurde verfügt, daß die fremden Händler am Wochenmarkte nur Roggenbrot verkaufen durften. Auch die Feilbietung von Fleisch war ihnen bis zur Mittagsstunde erlaubt.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts erlitt der Waidhofner Wochenmarkt eine schwere Schädigung durch den im Nachbarorte Thaya errichteten Wochenmarkt, den Herzog Rudolf IV. dem Grundherm des Ortes, Herrn Albrecht von Puchheim, zu halten erlaubt hatte. Nach langjährigen Streitigkeiten und wiederholten Beschwerden der Stadt stellte endlich Herzog Rudolf am Mittwoch vor Margaretha i. J. 1359 den Wochenmarkt in Thaya wieder ein mit der Begründung, daß "dieser Wochenmarkt der Stadt Waidhofen sehr schädlich und dem Herzoge unleidlich wäre." Sein Bruder Albrecht III. bestätigte am 18. Dezember 1365 ebenfalls die Aufhebung dieses Marktes. Die neuerlichen Ansuchen um Bewilligung eines Wochenmarktes wurden 1405 und 1618 immer abgewiesen. Aus solchen landesfürstlichen Verfügungen ersehen wir, wie sehr die einzelnen Marktorte sich ihre Vorrechte neideten und ein jeder auf Kosten des Nachbars die seinen mehren wollte. Somit bedeutete der Handel im Mittelalter für die bevorzugten Städte eine Art Monopol. Darum gab es in den Landbezirken nur bescheidene "Krämer", während in den Städten die eigentlichen Kaufleute saßen.

Zu den im Jahre 1337 verliehenen Vorrechten kam noch eine Begünstigung an der kalten Maut in Klosterneuburg. Für jeden Wagen Waren, den die Waidhofner Bürger im Lande verführten, hatten sie bei der Durchfahrt in Klosterneuburg nur zwei Wiener Pfennige zu entrichten. Führten sie die Waren aber außer Landes, so mußten sie vier Wiener Pfennige für den Wagen zahlen, wie eben andere Leute.

Mit derselben Urkunde wurde den Bürgern auch das Brauereirecht zuerkannt. Darnach hatte innerhalb einer Meile um die Stadt niemand anderer das Recht, Bier zu brauen, zu melzen, zu verkaufen oder auszuschenken, als nur die Bürger Waidhofens. Außerhalb der Bannmeile gab es in der Umgebung mehrere Brauereien. Das Brauhaus in Weißenbach wurde 1619 durch Soldaten eingeäschert. Zu Beginn des 16. Jhd. muß die Biererzeugung sehr darniedergelegen sein, denn Kaiser Maximilian gewährte am Samstag nach Elisabeth i. J. 1512 seinen getreuen Bierbräuern zu Waidhofen an der Thaya auf ihr Bitten das Privilegium, daß zur Aufnahme ihres Gewerbes durch ein Jahr "kein Datschitzer Bier" in diese Stadt eingeführt oder dort ausgeschenkt werden dürfe.

Einer der wichtigsten Handelsartikel des Mittelalters war das Salz. In Anbetracht der merklichen Schäden, die kürzlich die Stadt Waidhofen betroffen hatten, gewährte König Ladislaus den Bürgern am 20. Jänner 1454 bis auf Widerruf die Gnade, "in der stat ain salzkamer zu machen", derzufolge sie im Umkreis einer Meile allein das Recht hatten, Salz zu lagern und zu verkaufen. Dadurch sollte der Stadt Gelegenheit geboten werden, sich von dem Schaden zu erholen, den sie 1452 durch eine große Feuersbrunst erlitten hatte.

- Durch die "Salzreformation" zu Beginn des 17. Jahrhunderts kam auch nach Waidhofen ein "kaiserlicher Salzversilberer", dem die Führung und Überwachung des Salzvertriebes in die Umgebung zukam. Von nun an flossen alle Einnahmen aus dem Salze in die Hofkammer. Die wichtigsten Umschlagplätze für die Versorgung des Waldviertels mit Salz und anderen Gütern waren Stein an der Donau und Klosterneuburg. Hier wurden unter dem sicheren Schutze der starken Stadtmauern große Lagerbestände angelegt und zum Verkaufe angeboten. Unter dem Geleite einer Anzahl Schwerbewaffneter wurde das Salz anfänglich mit Saumpferden, später auf schweren Planwagen nach Waidhofen gebracht. Seit etwa 1590 wurde das Salz im Rathause eingelagert, wo sich auch die Verschleißstelle befand. Zur Kennzeichnung derselben wurde ein schwarzer, hölzerner Adler an der Außenseite des großen Rathaustores angebracht. Im Jahre 1734 ging der Salzverschleiß durch Vergleich an den Salzversilberer in Horn über. Der hölzerne Adler ist noch heute erhalten und wird im Stadtmuseum aufbewahrt.

Die Jahrmärkte gaben den Städten und Märkten des Mittelalters die Hauptbedeutung für den Handel. Waidhofen hatte das wichtige Recht auf drei Jahrmärkte, die sich noch bis heute erhalten haben. Von den Originalurkunden, die bis 1873 im Stadtarchiv aufbewahrt wurden, seither aber verschwunden sind, sind Abschriften vorhanden.

Im Jahre 1343 bewilligte Herzog von Österreich den Bürgern von Waidhofen "zum Nutzen und zur Besserung" einen Jahrmarkt auf Philippi und Jakobi, den sogenannten "Maimarkt", mit einer Freiung von acht Tagen vor und acht Tagen nach dem Markttag für alle Marktbesucher.

"Wegen mannigerlei Einfälle und Beschädigungen, die von Böhmen und Mähren her in unserem Land geschehen sind und großen Schaden genommen haben", verliehen die Herzoge Wilhelm und Albrecht IV. am 24. September 1403, damit sich die Stadt von den Schäden erhole, den "Rupertimarkt", der jetzt am 29. September gehalten wird.

Zu diesen zwei Märkten bewilligte König Ferdinand am 10. Jänner 1559 einen dritten Jahrmarkt im Herbst am Sonntag nach Pauli Bekehrung mit 14tägiger Freiung vorher und nachher.

Aus der zeitlichen Verteilung der drei Jahrmärkte auf Frühjahr, Herbst und Winter erkennt man die damalige Notwendigkeit, sich für die einzelnen Jahreszeiten mit den nötigen Waren zu versorgen und die eben zur Verfügung stehenden Erzeugnisse günstig abzusetzen. So diente der Maimarkt zur Beschaffung von Acker- und Gartengeräten und Saatgut, aber auch zum Verkaufe aller Handwerkserzeugnisse, die während der zweiten Winterhälfte hergestellt wurden. Der Herbstmarkt, der von der Landbevölkerung wohl am besten besucht wurde, brachte die mannigfachsten Waren zum Verkaufe und der Wintermarkt diente der Verwertung der Ernteergebnisse und der Deckung des Winterbedarfes für den Hausrat.

Diese Jahrmärkte bildeten mit ihrem lebhaften Betriebe den Höhepunkt im Wirtschaftsleben Waidhofens, zu einer Zeit, wo es weder Eisenbahn noch Post, weder Fernruf noch Kraftwagendianst gab, mit deren Hilfe man sich heute alle Waren leicht besorgen kann, die man braucht. Damals waren die Menschen auf die Vorräte angewiesen, welche die ortsansässigen Kaufleute eingelagert hatten, und die nur sehr schwer zu ergänzen waren. Auf den schlechten, unsicheren Straßen vollzog sich der Fuhrwerksverkehr von Waidhofen zu den größeren Handelsstädten an der Donau, wie Krems, Klosterneuburg und Wien, die für damalige Verhältnisse ziemlich entfernt waren, nur sehr langsam und beschwerlich. Große Warenlager gab es eben nur in diesen Donaustädten, weil die Warenbeförderung auf dem Wasserwege sicherer und rascher vor sich ging. Außerdem waren diese Orte mit starken Mauern umgeben und vor dem Zugriffe der Raubritter geschützt. Die Beförderung der Waren auf dem Landwege von Stadt zu Stadt war immer mit großen Gefahren verbunden und die Kaufleute benötigten zum Schutze des Wagenzuges waffenkundige Männer was sehr teuer kam. Um leichter für die Sicherheit der Warenbeförderung aufkommen zu können, schlossen sich die Kaufleute zu größeren Gesellschaften zusammen und doch hatten die den Kaufmannszug begleitenden Söldner manchen Strauß zu bestehen und so mancher Warenballen fiel in die Hand der Strauchritter. Dieser Zusammenschluß führte dazu, daß die Kaufleute und Händler viel schneller und sicherer zu den Jahrmärkten in den Städten erscheinen konnten. Bald wurden von ihnen bestimmte Marktzeiten festgelegt, zu denen sie gemeinsam von Marktort zu Marktort zogen. So entwickelte sich ein bestimmter "Marktkalender", der noch von den jetzigen "Marktfahrern" eingehalten wird.

In allen Städten und Märkten waren die Jahrmärkte von größter Bedeutung für den Handel. Schon lange vorher war der kommende Markt das Tagesgespräch der Waidhofner Bürger. Die Neugierde trieb die Stadtjugend vor die weitgeöffneten Stadttore. Unter dem aufgezogenen Fallgitter stand die verstärkte Torwache unter der Aufsicht des Torwartels, wo sie nach den anfahrenden, mit einer Plache überspannten Frachtwagen Ausschau hielt, die, von schweren Pferden gezogen, dröhnend über die hölzerne Thayabrücke oder über die Zugbrücke vor dem Böhm- oder Schultor rumpelten.

Im Gefolge der Wagen schritten auch manchmal Bettler einher. Schon immer waren Landsknechte und Bettler ungern gesehene Gäste, weil Städte und Märkte besonders zur Zeit der Jahrmärkte trübe Erfahrungen mit ihnen gemacht hatten. Deshalb ist es nicht zu verwundern, daß der Stadtrat am 8. September 1587 beschloß, beim Ruperti-

markte "keine Lanzknechte und Bettler hereinzulassen", und so erhielt die Torwache den Auftrag, nach diesem Beschlusse zu handeln.

Vor jedem Stadttore wurden die Wagen angehalten. Mit freundlichem Gruße traten zwei Ratsherren, die hier während des Jahrmarktes ihren Dienst versahen, auf die ankommenden Kaufleute und Händler zu, um von ihnen das vorgeschriebene Mautgeld in Empfang zu nehmen. Ein Privileg vom Jahre 1375 besagt nämlich: Jeder Kaufmann hat für einen Wagen zwei Pfennig zu zahlen, jeder Handwerker zwei Pfennig. Für einen Wagen mit Häuten sind bei Einfuhr zwei Pfennig, für eine Fischladung 1 Pfennig, für einen Wagen mit Schnittholz zwei Pfennig, für zwei Pflugräder 1 Pfennig, für vier unbeschlagene Wagenräder 1 Pfennig zu entrichten. Bei einem Wagen Getreide ist für die Einfuhr 1 Pfennig vorgeschrieben, für die Ausfuhr aber sind 3 Pfennig zu fordern.

Weitere Taxen sind vorgeschrieben: für verkaufte Pferde, Schweine, Schafe und Geißen, Rinder, Futter, Brot, Fragnerwaren und Wein, der am Markte verkauft wird. Wer die Taxen am Stadtplatze zahlt, ist an den Toren nicht dazu verpflichtet.

Bei der Bezahlung der Mautgebühr konnte man bemerken, daß immer nur Pfennige dargereicht wurden. Der Pfennig war eigentlich die einzige Münze, die es im Lande gab. Er wurde aus ganz dünnem Silber in den herzoglichen Münzstätten (Wien, Graz) geprägt, Auch die Erzbischöfe prägten Münzen und die Friesacher Pfennige waren lange Zeit als die beliebtesten bekannt. Aber auch die anderen Landesherren ließen Pfennige schlagen, so daß gleichzeitig Pfennige verschiedener Herkunft und verschiedener Güte hierzulande im Umlaufe waren. Oft genug wurden diese Münzen eingezogen und durch neue ersetzt, die aber einen viel schlechteren Feingehalt hatten. Diese Münzverschlechterungen waren dem Volke zum Schaden, den Münzherren aber brachten sie eine willkommene Mehreinnahme. Die Handelsherren und Kaufleute mußten deshalb im Geldverkehr sehr vorsichtig sein. Darum waren auf allen Handelsplätzen eigene Geldwechsler vertreten und wir finden zu den Jahrmarktszeiten gleich beim Stadttore die Holzstände dieser Geldwechsler, worauf sie ihre Geschäfte abwickelten. Oft genügte ihnen eine einfache Bank dazu. Die heute übliche "Bank" für Wechselgeschäfte ist darauf zurückzuführen.

Die Pfennige wurden rechnungsmäßig in größere Einheiten zusammengefaßt, für die es aber keine eigenen Münzen gab. So waren 30 Pfennig 1 Schilling, und 8 solcher Schillinge, d. h. 240 Pfennige galten als 1 Pfund Pfennige oder kurz ein Pfund. Der mittelalterliche Schilling hieß nach dem römischen Geldwesen auch Solidus, abgekürzt β.

Zur damaligen Zeit waren auch Goldgulden in Gebrauch und wenn

von ihnen geredet wurde, so waren immer Goldstücke gemeint, wie der ursprüngliche Sinn des Wortes bezeugt: gülden, von Gold. Diese Goldgulden waren zumeist ausländische Münzen und sie kamen hauptsächlich aus Venedig und Florenz in Italien. Vom Worte Florenz stammt auch die Abkürzung fl für Gulden. Daneben waren noch rheinländische und ungarische Goldmünzen im Umlaufe, von denen die letzteren besonders beliebt waren; sie waren besser und dadurch wertvoller. Darum galt der ungarische Goldgulden 300 Pfennige, während der rheinländische 240 Pfennige oder 1 Pfund gleich war.

In den städtischen Rechnungen wird schon vor Beginn des 17. Jhd. das Pfund durch Gulden ersetzt. So heißt es bereits im Jahre 1589 in einer Aufforderung an den Pfarrer zu Waidhofen, er möge berichten, ob der öde Weingarten zu Rötz dem Grafen von Hardegg um die angebotenen 125 fl verkauft worden sei. An anderer Stelle: Im Juni 1604 verkaufte der hiesige Orgelmacher Jonas Faber sein Haus dem Benefiziaten Hannß Koptisch um 300 fl.

In der weiteren Folge erschienen dann nur mehr Gulden, Kreuzer und Pfennige. Die Umrechnung war folgendermaßen: 1 Gulden hatte 60 Kreuzer, 1 Kreuzer 4 Pfennige. Als nach und nach auch die Pfennige verschwanden, rechnete man nach Halb- und Viertelkreuzern.

Zu den besonderen Münzen zählte man den Taler, der 1½ Gulden = 12 Schilling gleich war, und den Dukaten im doppelten Ausmaße, sowie den Groschen, der 12 Pfennige galt.

Das Wort Pfund erinnert an jene Zeit, in der das Metallgeld noch gewogen wurde, weil das Prägeverfahren noch nicht ordentlich entwickelt war. Es kam sogar noch im 14. Jhd. vor, daß Pfennige, die außer Kurs gesetzt waren, abgewogen wurden. Zum Abwägen der Waren verwendete man das Pfund, das in Österreich und Süddeutschland 56 Dekagramm entsprach. Hundert solcher Pfunde wurden schon im alten Gewichte ein Zentner genannt, nur hatte dieser 56 Kilogramm.

Nach dieser kurzen Erläuterung über das damalige Geldwesen kehren wir im Geiste zum Untertor, auch Wienertor genannt, zurück, wo eben ein Geldwechsler seine Bude aufgestellt hat. Es war eine strenge Vorschrift, daß nur jene Kaufleute ihren Stand aufstellen durften, die bereits auf dem Rathause das vorgeschriebene Standgelt entrichtet hatten und die Bestätigung vorweisen konnten.

Immer mehr fremde Händler kamen mit ihren Frachtwagen angefahren und suchten die gewohnten Herbergen auf. Sie brachten mit ihren Reisigen und Fuhrknechten nicht nur ein regeres Leben, sondern auch guten Verdienst in die Stadt. Auch die zuströmenden Käufer mußten untergebracht und verpflegt werden. Viele von ihnen konnten bei Bekannten oder Verwandten Aufnahme finden. Die vielen Übernachtungen bildeten für die Bewohner eine ständige Gefahr, denn unvorsichtiges Hantieren mit Licht und Feuer in den Herbergen, Stallungen und Scheunen konnte leicht einen Brand entfachen. Daher wurde immer wieder den Bewohnern zur Pflicht gemacht, bei jedem Hause wegen Feuersgefahr genügend Wasser bereit zu halten und die Löschgeräte handgerecht aufzustellen.

Auf dem großen Hauptplatz, der in seiner ursprünglichen Form noch heute besteht, spielte sich das Leben und Treiben des Jahrmarktes ab. Nur ein großer hölzerner Wasserkasten, der sogenannte Stadtbrunnen, zu dem das Wasser von einigen Quellen der Gemeinde Brunn in hölzernen Röhren zugeleitet wurde, sowie eine steinere Prangersäule schmückten den großen freien Platz, auf dem erst im Jahre 1528 das Rathaus erbaut wurde.

Anfänglich trug eine Ritterfigur zu oberst auf der Prangersäule in ihrer linken Hand das Zeichen der Stadtgerechtigkeit, ein Fähnchen in den Farben des Landes. Später wehte die Marktfahne vom Rathause herab, die sowohl den Beginn als auch das Ende der Marktzeit anzeigte. Auch ein hölzerner Arm wurde am Rathaus ausgestellt, der in seiner Hand ein aufgerichtetes hölzernes Schwert hielt. Es war die sogenannte "Freiung", die andeuten sollte, daß während der Marktzeit alle Fremden, seien es Käufer oder Verkäufer, unter dem besonderen Rechtsschutze der Stadt stünden und sich den hier geltenden Gesetzen zu unterwerfen hatten. Für die strenge Einhaltung aller Bestimmungen hatte ein eigener Marktrichter zu sorgen, den zumeist noch zwei Herren des Rates bei der Überwachung unterstützten. Wer sich gegen die Marktordnung verging, mußte sofort Strafe erlegen oder wurde ausgewiesen.

Im Ratsprotokolle vom Jahre 1610 wird so eine Bestrafung und zwar der Waidhofner Bäcker mitgeteilt. Darnach verurteilte am 27. September der Stadtrat den Zechmeister und einen Bäcker, weil das Brot am Rupertimarkt "schlecht und unaufrichtung" gebacken war, zur Wasserstrafe mit der Bäckerschupfe. Die anderen Bäcker und Mittelbäcker wurden solange zur Haft im Bürgerturme verurteilt, bis jeder 5 fl Strafe erlegt habe. Auf Fürbitte wurde die verhängte Wasserstrafe in eine Geldstrafe von 20 Talern umgewandelt. — Auch im Jahre 1613 finden wir eine Eintragung: Der Stadtrat gab den Bäckern wegen des Beigelbackens und wegen des Backens auf Zeug oder auf Germ neue Vorschriften und drohte mit der Bäckerschupfe und mit Arrest im Waghause, worauf einer erklärte, er wollte lieber einen "Hundschlachter" abgeben, als hier einen Bäcker.

Am Morgen des Marktbeginnes luden die Glocken schon frühzeitig zur Andacht ein. Alles erhoffte sich große Vorteile vom Jahrmarkte und darum wurde derselbe mit einer feierlichen Messe eröffnet, an der sich die Zünfte und die fremden Kaufleute zahlreich beteiligten. Noch heute erinnert der Name "Messe" an jene Zeit Auch das Ende des Jahrmarktes wurde mit einem feierlichen Gottesdienste abgeschlossen. Nach der hl. Messe eilten die Händler und Handwerker zu ihrem Stande, öffneten die schweren Truhen und Kisten und legten ihre Waren aus. Bald erschienen auch die Käufer und schon am Vormittag war der Jahrmarkt im vollen Gang.

In den Einkehrgasthöfen "Zum Schwarzen Bären", "Zum Goldenen Hirschen", "Zum Schwarzen Adler" und "Zum Goldenen Stern" sowie in der herrschaftlichen Taverne standen die Stallungen vollgepfercht mit Zugpferden und die Höfe waren gefüllt von Wagen mit und ohne Plachen. Waren die Herbergen bis auf die letzten Firstkammern besetzt, so kamen auch die Stallungen daran.

Der erstgenannte Gasthof besteht heute nicht mehr, aber die anderen sind noch in Betrieb und auch das alte Gasthausschild ist noch in gut erhaltenem Zustande und prangt neben dem Torbogen an der Außenwand des Hauses. Der Gasthof "Zum Schwarzen Bären" wird im Jahre 1635 in einem Verrechnungsbuche des Rentmeisters Elias Cramer angeführt. Das heißt es: "Den 16. Mai ist ein Landschaft Geometer mit Potenten allhier kömmen, hat sambt dem Roß bey dem Schwarzen Pern verzehrt um $5 \beta 2 \%$ (5 Schilling 2 Pfennig).

Neben diesen Gasthöfen bestanden noch zwei, die aber außerhalb der Stadtmauer lagen. In der Nähe des Schultores der Gasthof "Zum Goldenen Löwen", der nachweisbar 1509 erwähnt wird. Er wurde nach dem Brand 1873 wieder aufgebaut und vergrößert. Der andere in der Vorstadt Niedertal am gegenüberliegenden Thayaufer vor der Brücke mit dem Hausschild "Zur Blauen Ente", über dessen Alter nichts bekannt ist.

An den Markttagen sahen die Wirte besorgten Blickes auf das Treiben des fahrenden Volkes, das sich in ihrem mit Steinen gepflasterten Hof herumtrieb, und sie warfen oft ein warnendes Wort in das bunte Durcheinander, in dem sich auch Zigeuner und Gaukler bemerkbar machten. Bei dem flotten Geschäftsgang blieb ein reichlicher Erlös in den Händen der Wirte, und nebstbei brachten auch Futter- und Wassergeld, das für die Pferde bezahlt werden mußte, einen annehmbaren Betrag herein.

Auch außerhalb der Stadt in der Nähe des Schultores ging es recht lebhaft zu, denn hier spielte sich ebenfalls ein Teil des Jahrmarktes ab. Auf einem großen Platze entlang der Stadtmauer waren an einem Kreuze die Jahrmarktsfreiheiten ausgesteckt und hier wurden schon nach der Verleihung des ersten Jahrmarktes Pferde, Rinder, Schweine, Schafe und Geißen und Pachen feilgeboten. Hieher brachten auch die

Bauern und die Fuhrknechte der Herrschaftsbesitzer der Umgebung hartes und weiches Brennholz in größerer Menge zum Verkaufe, damit sich die Stadtbewohner mit dem nötigen Vorrat versorgen konnten. Im Jahre 1635 wurden 5 Klafter Holz um 3 fl 5 ß 10 % verkauft.

Ein eigener Platz war auch den Töpfern und Faßbindern zugewiesen. Die Töpfer bedeckten ihren Teil mit einer Strohschätte, damit ihre Erzeugnisse bei der Schaustellung nicht so leicht beschädigt wurden. Die Waidhofner Töpfer bezogen den Töpferton aus den sogenanten "Tachetgräben" westwärts der Stadt bei dem Dorfe Brunn. Der Ton soll von besonderer Güte gewesen sein und sich für die Erzeugung des irdenen Geschirres gut geeignet haben. In der Nähe fanden sie auch genügend Graphit, den sie dem Ton beimischten und woraus sie dann das "kötene Geschirr" erzeugten, sowie die großen, schwärzlichen Vorratstöpfe mit dem wulstigen Rande, die noch hie und da bei verödeten Dörfern beim Ackern gefunden werden.

Die Binder stapelten, wenn der zugewiesene Platz zu klein wurde, ihre Erzeugnisse der Größe nach so auf, daß sich mehrere Schaffeln oder Bottiche ineinander befanden. Ebenso wurden kleinere Fässer übereinander aufgetürmt.

Am Abend suchten Handwerker und Kaufleute gerne den Gasthof auf, in dem sich ihr Zunftzimmer befand, um hier bei einem kräftigen Trunke ihre Meinungen und Aussichten bezüglich des Absatzes ihrer Waren auszutauschen oder Geschehnisse und Neuigkeiten zu erfahren. In diesen Zunftstuben — jede Zunft hatte ihr eigenes Lokal — gab es manches Bemerkenswerte zu sehen. Auf dem großen Eichentische stand zumeist die Zunftlade, die häufig mit schönen Schnitzereicn oder mit Handschmiedearbeiten verziert war. In ihr befanden sich die vom Landesfürsten bestätigten Privilegien (Handwerksordnung), die Meister-, Freisprech- und Aufdingbücher, die Schulzeugnisse der Lehrlinge, sowie das Siegel und die Geldbüchse. Da hing von den dunkelbraunen Deckenbalken an zierlich geschmiedeten Ketten in einem gläsernen Behälter das Innungszeichen herab. Hier konnte man im schwebendem Glaskästchen einen Hobel mit Hammer und Zange, die Zeichen der Tischler, sehen. Da zeigte ein farbiges Bild die Werkstätte der Tuchwalker und Färber. Dort bemerkte man in Miniaturausgabe die Werkzeuge der Fleischer, der Schmiede oder die der Wagner. Das Zunftzeichen der Müller, ein kleines Wasserrad, hing in einem Glaskästchen von der Decke herab. Auch das Zeichen der Schneider, Schuster, Weber, Bierbrauer und anderer Innungen fehlte nicht. Einige Zünfte verwahrten ihre Fahne in der Kirche, wo sie an der Wand in passende Eisenringe gesteckt wurde.

Nach Beendigung des Jahrmarktes erschienen die für die Dauer

des Marktes bestellten Wächter auf dem Rathause, um ihre Entlohnung in Empfang zu nehmen. So verrechnet der Stadtkämmerer Lorenz Praschinger im Jahre 1621 für 3 Marktwächter zu "Phillipi und Jakobi" zusammen 1 fl 3 β 6 β und zu "Ruperti" für 8 Wächter, jeden 12 β = 1 fl $\frac{1}{4}$ β 24 $\frac{1}{3}$.

Es folgen nun einige Angaben, aus denen zu ersehen ist, welche Barbeträge aus den Jahrmärkten in das städtische Rentamt flossen und die dem Stadtrate für Angelegenheiten der Gemeinde zur Verfügung standen. So gibt das Verrechnungsbuch der verordneten Ratsherren Wolfgang Preuer und Valentin Schneeweiß das Standgeld bekannt, das im Jahre 1553 eingehoben wurde und zwar:

Unter dem Stadtkämmerer Matheusen Kaintz betrugen die Jahreseinnahmen 1557 aus dem Torstehgeld 29 Pfund 5 Schilling 26 Pfennig, aus dem Mautgeld 29 Pfund 3 Schilling 3 Pfennig. An Standgeld gingen 4 Pfund 9 Schilling 10 Pfennig ein.

Eine Eintragung des Stadtkämmerers Hannß Grämbl vom Jahre 1633 besagt: "An Standgeld und Mautgeld am Rupertymarkt 57 fl".

Auch das Jahr 1635 weist eine hohe Einnahme auf. Es erbrachte am Paulimarkt 46 fl 2 β 20 β .

Es ließe sich noch eine Unzahl solcher Beispiele angeben, doch erkennt man bereits aus den oben angeführten, daß die Jahrmärkte eine bedeutende Rolle im Haushalte der Stadt spielten. Zwar haben die Jahrmärkte der Jetztzeit nicht mehr die Bedeutung wie früher, doch bringen sie noch immer eine gewisse Belebung in das Wirtschaftsleber der Stadt.

WALDVIERTLER BAROCKKÜNSTLER IM DIENSTE DES STIFTES GÖTTWEIG

Von P. Ludwig Koller.

Die barockzeitliche Kunsttätigkeit im Stifte Göttweig setzte bereits frühzeitig ein und steht mit dem Brande vom Dreifaltigkeitssonntag 1580 in ursächlichem Zusammenhang. Es sah sich daher der damalige Abt Michael Herrlich trotz der Nachwirkungen des moralischen und wirtschaftlichen Niederganges der Abtei im 16. Jahrhundert gezwungen, die großen Brandschäden auszubessern, wozu er sich des Urteiles der Kremser Maurergilde bediente. Doch schon sein Nachfolger Falb steckte sich ein größeres Ziel, das zunächst den Bau eines neuen

Klostertraktes mit einem Eckturm an der Nordseite des Stiftes im Auge hatte. Im Anschlusse daran sollte auch das Langhaus der Kirche, das beim Brande Schaden erlitten hatte, eine entsprechend größere Gestalt in moderner Fassung erhalten. Die Verwirklichung dieser Bauabsichten bildet die erste Phase in der Geschichte des Kunstschaffens der Abtei

Nähere, verläßliche Nachrichten darüber kommen erst nach 1620 vor, als man mit dem Bau des Nordtraktes den Anfang machte. Darüber und über alle weiteren Kunstschöpfungen des Stiftes bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hinein werden wir aus den teilweise noch erhaltenen, aber noch wenig benützten Jahresrechnungen, den sogesannten Raittungen, des stiftlichen Rentamtes unterrichtet. Diese Rechnungen bestätigen uns, was bereits eine handschriftliche Aufzeichnung besagt, wonach Abt Falb 1623 den Grundstein zu dem neuen Konventbau legte (Oesterr, Kunsttopographie I/443). Gleichzeitig wird darin erwähnt, daß der Architekt desselben der Kremser Bürger Cypriano Biasino war. Dieser Baumeister war ein Glied in der langen Reihe der "welschen" Maurer, die zumeist aus der Gegend um Como in Norditalien schon im 16. Jahrhundert in die Donaugegenden zogen und hier bei Adel und Bürgern Beschäftigung fanden. Mit ihnen hielt damals die Renaissance-Architektur hier ihren Einzug, aus der sich der Barockstil entwickelte. Biasino lebte in Krems nicht allein als Baumeister, sondern auch als Gastwirt beim Steinertor, wie Kerschbaumer in seiner Geschichte der Stadt Krems vermerkt. Hier hat er sich durch den Bau der Pfarrkirche (begonnen 1616) verewigt; außerdem war er an dem Neubau der Kirche von St. Michael in der Wachau und an dem der Dominikerkirche in Wien beteiligt. In einem dem Göttweigerhof in Stein ausgestellten Schuldschein nennt er einen Johann Spaz seinen Vorfahren. Dieser Spaz, oder mit seinem ursprünglichen Namen Spazzio, gehört einer von Linz aus sehr tätigen Bildhauerfamilie an, die ebenfalls aus Como stammt, und dürfte in Krems sich niedergelassen haben. Da Göttweig in seinen Rechnungen 1616 größere Lieferungen von Ziegeln aus der Ziegelei zu Paudorf anführt, ist anzunehmen, daß noch lange nach dem Brand von 1580 an der Gutmachung der Schäden im Kloster gearbeitet wurde und damals schon Biasino die Bauleitung in der Hand hatte. Nur so ist es verständlich, daß ihm am 10. Mai 1623 ein Betrag von 400 Gulden (fl) zur Auszahlung gebracht wurde. Bezog sich die Zahlung auf geleistete Arbeiten, dann besagt uns der "Leitkauf" von 100 mährischen Thalern vom 5. Juni dieses Jahres, daß mit ihm ein neuer Geschäftsabschluß zustande kam, der sich auf den Bau des Nordtraktes bezog. Biasino scheint nur die Oberaufsicht über den Bau gehabt und mit der praktischen Durchführung

einen Palierer (Polier) betraut zu haben. Als solcher wird damals Meister Hans in den Rechnungen angegeben, an den große Beträge zu verschiedenen Terminen ausgefolgt werden. Dieser Meister Hans ist wohl kein anderer als der in dem Schuldbrief von 1635 angegebene Johann Spaz. Ob er auch mit dem 1631 vermerkten Maurer Johann B. identisch ist, dem insgesamt 250 fl. ausgefolgt werden, muß dahingestellt bleiben. 1632 erhält ein anderer Maurer namens Johann Angelo 50 fl. und später "für Verfertigung des neuen Gebäudes" 70 fl. Daß sich die vollständige Fertigstellung des Neubaues an der Nordseite des Stiftes noch über 1630 hinaus erstreckte, besagt nicht allein diese Notiz, sondern auch die Zahlung an einen Kremser Eisenhändler über eine gelieferte Eisenstange für den "Knopf am neuen Turm" (Nordturm).

Hatte Cyprio Biasino die Oberleitung des Neubaues in seiner Hand, so wird ihm am 24. Juli 1635 auch die Bauführung an der Barockisierung des Langhauses der Stiftskirche übertragen. In der Bestätigung der dafür erhaltenen Anzahlung von 175 fl. nennt er sich Bürger und Maurermeister. Auch diesmal betraut er mit der genaueren Durchführung des Bauplanes einen ihm nahestehenden und sogar mit ihm verwandten Standesgenossen. Dieser ist Dominico Sciassia, welcher am 22. September 1635 den Empfang einer Anzahlung auf seine für den Bau ausgedungenen 800 fl. quittiert. Da nun Biasino bereits am 2. Juni 1636 im Alter von 56 Jahren aus dem Leben schied (begraben in der Kremser Pfarrkirche), übernimmt nun Sciassia die Oberleitung in Göttweig und ein neuer Geschäftsführer tritt ihm 1637 in der Person eines Johann Angelo Cannevale zur Seite, Ab 22. April 1637 werden diesem 360 fl. auf Abrechnung seiner Besoldung von 2100 fl. ausgefolgt. Wir müssen ihn dem Kremser "welschen" Baumeisterkreis zugesellen, zumal er uns in Verbindung mit den Vorgenannten schon 1631 als der "Maurer" Johann Angelo in der Jahresverrechnung entgegentritt. Da wir seinem Namen die Jahre hindurch noch 1649 begegnen, muß gefolgert werden, daß er auch nach dem Ausscheiden des Dominico Sciassia aus dem Stiftsdienste an dessen Stelle trat. Letzterer kommt noch 1641 vor, da man damals noch immer bauliche Arbeiten vornahm, wie der größere Bezug von Baumaterial (Kalk usw.) aus Wilhelmsburg für dieses Jahr bestätigt. Die Barockisierung des Langhauses der Stiftskirche und die Ausbesserung der Schäden im Presbyterium nach dem Brande von 1580 muß längstens 1638 vollendet gewesen sein, da man 1639 bereits mit der Aufstellung des neuen Hochaltares begann. Die Kirchenerneuerung umfaßt somit den Zeitraum von 1635-1638. Sciassia finden wir ab 1639 in dem Dienste der Benediktinerabtei Sankt Lambrecht in Steiermark, wo er unter anderem an dem Stiftsgebäude tätig ist und der zu diesem Stifte gehörigen Wallfahrtskirche Maria-

Zell die jetzige Gestalt gibt. Für Cannevale ergab sich um 1650 auch außerhalb Göttweigs ein neues Betätigungsfeld, da der damalige Abt Gregor Heller (1648-1669) bekannt, wie sein Vorgänger David Gregor Corner als Freund und Förderer von Wissenschaft und Kunst nach Fertigstellung der wichtigsten Bauarbeiten in Göttweig daranging, die kleine Wallfahrtskirche Roggendorf im Bezirk Hollabrunn zu einem größeren Heiligtum umzugestalten und den bei Paudorf an der Stelle der verschollenen Siedlung Dietmannsdorf erstandenen Hof zu einem Erholungsort für die Stiftsmitglieder auszubauen, der seither nach ihm den Namen Hellerhof führt. Es ist mit voller Gewißheit anzunehmen. daß für diese Bauten niemand anderer als der damalige Stiftsbaumeister Joh. Angelo Cannevale verpflichtet wurde, Sowohl die Kirche in Roggendorf wie auch die kleine Kirche im Hellerhof tragen auch ganz den Charakter der italienischen Frühbarocke. Da im Bereiche Göttweigs im 17. Jahrhundert keine größeren baulichen Veränderungen mehr vorgenommen wurden, kann unsere Ausführung über die Kremser Baumeisterfamilie der Comasken als abgeschlossen angesehen werden.

Was Göttweig an Kunstäußerungen im Laufe des 17. Jahrhunderts. also im Zeitalter der Frühbarocke, hervorbrachte, zielte vornehmlich auf die Verschönerung des Gotteshauses und des Konventbaues ab. wobei man auch nicht die Bedürfnisse der zum Stifte gehörigen Besitzungen übersah. Diese Arbeiten wurden vornehmlich von Bildhauern und Malern, die verschiedener Herkunft waren, ausgeführt. Auch eine Reihe von Künstlern und Kunsthandwerkern unserer engeren Heimat wurde dabei in den Dienst genommen, die hauptsächlich in der Doppelstadt Krems-Stein zuhause waren. Nicht immer werden sie mit dem vollen Namen angegeben, wie man es überhaupt in der Barockzeit beliebte, dieselben bloß mit ihrem Vornamen anzugeben, wie auch ihre Herkunft außeracht zu lassen. Auch betrachtete man damals die Künstler nicht in unserem Sinne als solche, sondern als Handwerker in einem Kunstfache, zudem ihre Arbeiten oft auch den Charakter handwerksmäßiger Erzeugung trugen. Bildhauer befassen sich öfters mit der Herstellung von Hausmöbeln mit Schnitzereien, Maler mit Vergolden oder Marmorieren von Altären, Bemalung von Schnitzwerken oder Rahmen. Für solche technische Handlungen bediente man sich des Fachausdruckes "Fassen". Wie für die Baukunst, machen wir auch in den Rentamtsrechnungen Göttweigs Entdeckungen von bisher unbekannten Namen oder solcher Künstler, deren Schöpfungen uns in ihrem Umfange nicht bekannt waren. Da die Rechnungen häufig nur die geleisteten Zahlungen, nicht aber den Gegenstand ihrer Arbeit vermerken, könnnen über ihre Leistungen auch keine näheren Angaben gemacht werden. In der Ersthälfte des 17. Jahrhunderts begegnen wir unter den Malern zunächst Khölbel aus Krems, der 1610 den Hochaltar der Kirche in Furth vergoldete, und einem wiederholt genannten Dorigo aus Krems, der eine größere Anzahl von Werken geschaffen haben muß, da ihm 1623 einmal 100 fl., dann 50 fl. ausgezahlt werden. Er dürfte wahrscheinlich identisch sein mit dem 1624 und 1627 angegebenen Maler Dory in Krems, dem 36 fl., bzw. zweimal 6 fl. überreicht werden, 1632 erfahren wir von dem Maler Matthias Mayr, ebenfalls aus Krems, der 1632 mit Vergoldungen von Altären in der Gruft und eines "Händewasch" (Lavabo) im Refektorium betraut war, wofür ihm das Rentamt 30 fl., dann 9 fl. und 64 fl. schuldete. 1633 werden ihm für weitere Arbeiten in der Gruft 6 fl. und 30 fl gezahlt, Im Jahre 1634 erhält er am 24. Juli zum Ankauf von Malergold 45 fl. und am 10. September, als er wegen der "herrschenden "Infektion" die Klosterräume nicht betreten durfte, seine 5 fl. an der Pforte. Er muß bald darauf gestorben sein, da seine Witwe Maria am 13. April 1635 den Erhalt von 10 fl. quittiert. 1633 bekommt ein unbekannter Maler in Stein für ein Jesusbild 6 fl. 1632 taucht der Name eines Malers auf, der mit größeren Aufträgen betraut war. Er heißt Georg Kurz und war in Zwettl beheimatet. Zunächst (1632) wird er mit 31 fl. eingesetzt und 1638 mit einer Restzahlung von 30 fl. auf seine Forderung von 60 fl. 1639 kommt mit ihm ein Vertrag auf 400 fl. zustande, wovon 90 fl. sofort zur Auszahlung gelangten. In diesem Jahre lieferte er nämlich ein großes Gemälde für den in diesem Jahre zur Aufstellung gebrachten Hochaltar. den Bildhauer Hermann Schmidt aus Essen verfertigte und zu dem der Bildhauer Jekhle aus Waldsee in Oberschwaben nach einem Modell die Figuren beistellte. Es war ein Marienbild, das aber 1694 dem neuen, vom Hofmaler Andreas Wolf in München hergestellten Gemälde weichen mußte und seither verschollen ist. Wahrscheinlich stammte Maler Martin Schachner, der 1654 35 fl. empfängt und 1657 "gewester" Maler im Kloster genannt wird, ebenfalls aus Krems. Um 1650 erscheint für längere Zeit ein Maler, der in Dürnstein seinen Wohnsitz hatte und den merkwürdigen Namen Onophrius Strovogl trägt. Er dürfte der Bruder jenes Malers Matthias Strovogl gewesen sein, der aus München gebürtig war und in Göttweig am 1. Oktober 1635 mit einem Grundgehalt von jährlich 80 fl. aufgenommen wurde. Dem Dürnsteiner Strovogl werden 1652 für Gold zum neuen Knauf und Kreuz am Turm 70 fl. ausgefolgt. Häufig finden wir ihn zu Roggendorf mit verschiedenen Arbeiten beschäftigt. Dort bemalt er die Kanzel (1657). In Göttweig verziert er im gleichen Jahr das Archiv und malt im Hellerhof ein "Perspektiv", ferners schafft er 1660 neun Schilder mit Emblemen. Dann arbeitet er für und in Roggendorf durch 23 Wochen. Damals muß die Kirche ein reiches Inventar von Bildern und Plastiken besessen haben, denn er "faßt" 12 Bilder mit der "Verwandtschaft unserer L. Frau", die drei hl. Frauen beim hl. Grab, 3 Johannesstatuen, zwei Engel mit Posaunen, neun Bilder mit Darstellungen aus der Vorhölle, wie auch die Krippenfiguren. 1661 "vergultet" er die zwölf Apostel, bemalt 2 Altäre innen und außen, dann "faßt" er zwei Altäre mit dem Gitter. Von Krems aus wurden von ihm dorthin überstellt bemalte Figuren von Maria und Sebastian und in Göttweig wird die äbtliche Kapelle "gefaßt" und vergoldet (1661), ebenso vergoldet er in Roggendorf Knauf, Kreuz und Stiefel am Turm und gibt der Turmkuppel ihren grünen Anstrich. Wir finden seinen Namen noch in den Jahren 1665/66 der Rechnungen mit kleinen Zahlungen angegeben. Damit war die Tätigkeit dieses Malers für Göttweig abgetan.

Im Jahre 1669 wird zum erstenmal der Malername Grabenberger oder Gramberger aus Stein genannt. Die Kunstgeschichte kennt drei Brüder dieses Namens, die 1680 die Abteikirche Kremsmünster mit 96 Fresken schmückten. In Göttweig ist bisher bloß Michael Christoph Gramberger mit seinem Michaelsaltar aus dem Jahre 1680 bekannt, doch schon 1675 empfängt er für Kapellenfresken 50 fl. Von weit längerer Beschäftigungsdauer war die Tätigkeit des Johann Bernhard Gramberger, wobei seine Leistungen hier verschiedenen Inhaltes waren. Das Rentamt meldet ihn 1671 mit 27 fl., 1672 mit 40 fl. Für seine Arbeit in Markersdorf a. d. P. erhält er 1676 60 fl. und 1677 werden ihm restliche 150 fl. auf seine 400 fl. gegeben. Die 150 fl. aus 1680 dürften sich auf ein Altarbild beziehen, 1681 werden 170 fl. aufgezeichnet. 1686 erscheinen 1700 fl. welche die Stiftskasse an Gramberger Joh. Bernh. wegen "Fassung" des Hochaltares, der Kanzel und der Fresken der Seitenkapelle ausgibt. Namhafte Zahlungen an ihn verbuchten auch die folgenden Jahre, so 1690 145 fl., 1691 für einen kleinen Altar für die Stiftungskapelle in Mühlbach 129 fl., weiters 1692 für Arbeiten in den Klosterzimmern 150 fl. und auf Abrechnung (Abschlag) der zwei "ausgedingten" Altäre 293 fl. ferners 1693 140 fl., 1694 40 fl., weiters 1695 mit 250 fl. und schließlich 1702 mit 104 fl. Dieses vieljährige Schaffen, das sich auch auf Pfarreien des Stiftes (Markersdorf, Mühlbach und auch Gösing a. W.) erstreckte, läßt die Vermutung aufkommen, daß Johann Bernhard Gramberger auch den Dreifaltigkeitsaltar in der Kirche gemalt hat, dessen Maler man nicht kennt. Am 29. Jänner 1714 bestätigt bereits seine Witwe Anna Maria einen Empfang von 38 fl.

Im 17. Jahrhundert beschäftigte Göttweig auch Bildhauer aus dem Aus- und Inland für seine Kirchen und zur Ausschmückung einzelner Konventräume. Den 21. Februar 1610 bestätigt der Bürger und Bildhauer Kilian Fuchs aus Krems dem Stiftshauptmann Konrad Eberl den Erhalt von 10 fl. für ein "Altärl". Ebenfall Kremser Bürger ist Bildhauer Jobst Morthij, der 1635 mit 40 fl. aufscheint. Unter Abt Gregor Heller wirkte Franz Kren aus Krems, der Heiligenstatuen schuf oder ausbesserte. Am 27. März 1668 legt er eine Rechnung, auf 19 fl. 45 kr. vor, andere nicht datierte Forderungen betragen 7 fl. 45 kr. und 27 fl. 36 kr. Ein bisher noch unbekanntes Mitglied der aus Deutschland in den Innkreis eingewanderten Bildhauerfamilie Schwanthaller (Schwandaller) ist Matthias Schwandaller Bildhauer in Krems, Die Rechnung vom 18. Sept. 1675 bezieht sich auf eine Anzahlung von 15 fl. für ein "Altärl", die vom 18. Okt, desselben Jahres setzt 18 fl. für ein "Altärl" ein (vielleicht Restzahlung). Am 22. Juli 1678 werden ihm 45 fl. verabreicht "wegen verrichteter Bildhauerarbeit beim Altar in der Hellerhofkapelle". Auch in Horn findet sich ein dem Kloster verpflichteter Bildhauer mit Namen Matthias Sturmberger, der Steinarbeiten 1676 für das Stift liefert (zwei Engel über dem Kirchentor, eine Benediktstatue auf den Brunnen) im Werte von 30 fl. und vorher (1665) im Hellerhof im äbtlichen Auftrage tätig war, wofür 10 fl. bzw. 6 fl. eingesetzt erscheinen. Weitere Bildhauerarbeiten in diesem Jahrhundert führte der Meister Johann Peter Thormair in Mautern aus (1692). Daß die Ausstattung der Stiftskirche um 1690 als abgeschlossen galt, bezeugt die bischöfliche Weihe der Altäre im Jahre 1692, wobei für die Begleitung des Bischofes an Auslagen 245 fl. verrechnet werden.

Ein der Bildhauerei verwandtes Kunsthandwerk ist das der Steinmetze, die in Rechnungen des 17. Jahrhunderts häufig genannt werden. Bei dem Neubau nach 1623 finden wir in Stein die Steinmetze De Negri, Giov. Pez und Benezoll 1627 angegeben, Im Jahre 1639 erhält Steinmetz Andreas Schwarz in Krems für seine Arbeiten, die sich meistens auf die neue Zisterne bezogen, 200 fl. Vielbeschäftigt ist an dem Baue der bürgerliche Steinmetz Heinrich König (Khinig) in Krems, von dem mehrere Rechnungen aus 1677 vorliegen. Auch ein Wolfgang Steinböck aus Kühnering bei Eggenburg wird bereits 1675 im Hellerhof beschäftigt. Außerdem sei vermerkt, daß 1673 ein Uhrmacher Kaspar Pöckh, der wahrscheinlich in Krems seine Werkstätte hatte, 12 Sonnenuhren für das Kloster, den Hellerhof, den Pfarrhof in Mautern und den Göttweiger Hof in Stein herstellte. Die Jahre 1672 und 1675 machen uns mit den "Orgelmachern" Michael Rebmann in Krems und Lorenz Koch aus Mautern bekannt, die kleinere Reparaturen für Göttweig und Rossatz besorgten. Größere Aufträge, meist im Dienste der Kirche, wurden auch dem Kremser Goldschmied Barthold Solterer

erteilt, der z. B. mit Lieferungen im Werte von 215 fl. aufscheint. Aus der Glashütte bei Gföhl bezog das Stift Glas in den Farben Blau, Gelb und Purpur, das wahrscheinlich für Kirchenfenster verwendet wurde

Von den der Frühbarocke angehörigen Kunstwerken in Göttweig ist mit Ausnahme der Kirche und ihrem Inventar nichts der Nachwelt erhalten geblieben, denn wiederum ist es ein Brand, aber in einem viel größeren Ausmaße als 1580, der einerseits den Großteil der Klostergebäude in Asche legte, anderseits der Anlaß zu einem grandiosen Neubau wurde. Diese Feuersbrunst war am 17. Juni 1718 in der Regierungszeit des in mehrfacher Hinsicht berühmten Abtes Godfried Bessel (1714-1749). Schöpfer des Bauplanes ist Ing. Johann Lukas von Hildebrand, der Erbauer des Wiener Belvederes. Sein Bauführer war Franz Jänkl aus Wien, dem später der bisher unbekannte n.ö. Landschaftsbaumeister Franz Anton Pilgrim folgte. Auch an dem Neubau des Stiftes, der sich ab 1719 bis 1746 hinzog, aber nicht zum Abschluß kam, finden sich Künstler und Kunsthandwerker auch aus unserem Kreise vertreten. Aus der Oesterr. Kunst- und Kunsttopogarphie I. entnimmt man, daß für den Figuralschmuck des Stiegenhauses Bildhauer Johann Schmidt, der Vater des Kremser Schmidt, aus Förthof (später in Mautern wohnhaft) im Verein mit dem Stukkateur Leopold Berger in Krems 1737 verpflichtet war. Die Baurechnungen von damals zeigen iedoch auf, daß Schmidt außer diesen Skulpturen im Stiegenhause noch eine Reihe anderer Werke geschaffen hat. Im selben Jahr meißelt er die Statue des hl. Benedikt aus Eggenburger Stein für das Vestibül des Konventes 1740 wird im Eggenburger Steinbruch die Statue des hl. Berthold im Stiegenraum der jetzigen Stiftskellerei vorgearbeitet. 1741 schafft er die Kanzel mit den zwei Mohrenfiguren im Winterrefektorium, eine Sebastianistatue für dessen Kapelle (jetzt Aufbahrungsraum), 1743 Spiegelrahmen für die Fürstenzimmer, die Portale bei der geplanten Einfahrt im Vorgebäude, dann die dortigen beiden Nischenstatuen der "Schweizer". schließlich die Bildwerke an dem Brunnenobelisk im Stiftshofe. Fast die gesamten größeren Steinmetzarbeiten am Neubau des Stiftes hatte der bürgerliche Steinmetzmeister Paul Glimpfinger (Kimpfinger) in Stein übernommen, der auch anderorts viel beschäftigt war. Nach Wiederaufnahme der Bauarbeiten im Kloster oblag ihm in den Jahren 1761-1763 die Herstellung der Kirchenfront mit der Balustrade. wofür 805 fl. 15 kr. verrechnet werden. Die Vergoldung des Fassadenkreuzes und der dortigen Embleme besorgte Vergolder Christian Anton Roth aus Stein 1763. Die Konstruktion des gewaltigen Dachgestühles war das Werk des Zimmermeisters Wolfgang Samer in Krems. 1734 werden ihm 311 fl., 57 kr. gezahlt. Der Dachstuhl über

der Einfahrt stellte sich auf 206 fl. (1742). Im Jahre 1743 verrechnet seine Witwe mit dem Stifte einen Restbetrag von 16 fl. Was die zahlreichen und langjährigen Tischlerarbeiten betrifft, geschahen diese durch die bestellten Hoftischler. Als solche kennen wir zuerst Holdermann, der 1739 von Franz Anton Staudinger abgelöst wurde. Letzterer schuf 1766 auch das prächtige Chorgestühle der Stiftskirche. Nebenbei arbeiteten in der Ersthälfte des 18. Jahrhunderts einige andere Kunsthandwerker unserer engeren Heimat im Kloster, Ein Andreas Handschuh schnitzte schöne Sesselgestelle (1725), ein Bildhauer Joh, Christoph Wagner fertigte 1727 eine Bruststückfigur des hl. Winzerpatrones Urban. Maler Felix aus Stein beschrieb die Giebelfront der Bibliothek (1725). Philipp Kummer aus Krems marmorierte den Altar in der neuen Sebastiankapelle (1742). Hafnermeister aus Krems, Palt, Mautern und Furth besorgten Oefen für die Kanzleien und Konventzimmer, zum Teil auch für die Gastzimmer, Anläßlich der Grundsteinlegung zum Neubau 1719 lieferte Matth, Müllner aus Stein den Stein hiezu, und Zinngießer Adam Franz Schön aus Stein die Kapsel für die Aufnahme der Urkunde. Auch auf stiftlichen Besitzungen trifft man damals beheimatete Kunsthandwerker, Vital Strobl in Krems baute 1717 im Schloße Meidling das Portal, wozu Bildhauer Thormair aus Mautern das Torwappen herstellte. An dem Vergrößerungsbau der Kirche in Brunnkirchen nach 1760 sind Bildhauer Pollakh und Maler Franz Amon, beide wohnhaft in Krems, beschäftigt (1762/63). Dort war auch der unter dem Namen "Wiener Schmied" bekannte Maler Johann Georg Schmidt wenigstens eine Zeitlang seßhaft. Anläßlich des Besuches der kaiserlichen Majestäten in Göttweig zur Sekundizfeier des Abtes Bessel 1746 schuf er die Triumphpforte.

Was die Kunstförderung Göttweigs unter den Äbten Piazol (1749) und Klein (1768—1783) anbelangt, sind wir mangels näherer Aufzeichnungen nur spärlich unterrichtet. Wir wissen vom Bau des unvollendet gebliebenen Südtraktes (1783) wie der Bestellung von Seitenaltarbildern, welche Wagenschön und der Kremser Schmidt (1770, 1773) malten. Leider fehlen uns genauere Details über die Arbeiten unseres großen Kremser Schmidt und seiner Schüler. Lieferant der Turmuhr (1751) und anderer Uhren für Göttweiger Pfarrkirchen war Ebner in Krems. Kremser Glockengießer scheinen wiederholt in den Rechnungen des 17. und 18. Jahrhunderts auf. Meist betrifft ihre Tätigkeit kleinere Arbeiten bei Reparaturen an den Brunnenwerken oder der späteren Wasserpumpmaschine in Klein-Wien. Von Matthias Prininger in Krems ist bekannt, daß er 1700 eine neue Glocke goß. Zur Richtigstellung einer bisher irrigen Ueberlieferung sei festgestellt, daß die Stukkos in der Bibliothek von dem Wiener Anton Tenkalla aus

1727 stammen (200 fl.), während der schon genannte Maler Franz Amon aus Krems die Vergoldung vornahm und, nebenbei erwähnt, als Vergolder in Dürnstein tätig war. Bezüglich der übrigen Kunsthandwerker sei noch an einen Franz Pyringer, Bildhauer in Mühldorf, erinnert, der für einen Göttweiger Lesehof Stukkaturen (1762) schuf.

Zieht man in Erwägung, was Göttweig im Verlaufe der fast zweihundertjährigen Barockepoche für die Kunstförderung aufgebracht hat und wieviele Künstler, Kunsthandwerker und sonstige Gewerbetreibende durch ihre Lieferungen daran beteiligt waren, wird man der Größe des von den Abten dieses Stiftes Geschaffenen und dem Anteil. den es an der Kulturentwicklung unseres Landes genommen hat, seine gerechte Bewunderung nicht versagen können, ebenso wenig auch den künstlerisch tätigen Kräften, die ihrer Heimat nach dem Waldviertel und dem Umkreis des Klosters angehörten.

DAS "FESTE HAUS" ZU KLEIN-OTTEN UND SEINE BESITZER Von Dr. Walter Pongratz

Die n.ö. Fachliteratur kennt zwar das "feste Haus" zu Klein-Otten (Kat. Gem. Groß-Globnitz, Ger.-Bez. Zwettl), doch gibt sie dieses stets als verschwunden, verschollen oder als nicht mehr bestehend an.!) Es befindet sich aber immer noch, jedoch nicht gleich erkennbar, im ältesten Kern des heutigen "Engelmayr-Hofes", des Hofbauerngutes, zu Klein-Otten. Durch mehrmalige Um- und Zubauten, zuletzt noch in den Jahren 1950—56, hat sich das äußere Erscheinungsbild dieses ehemaligen Adelssitzes so gründlich verändert, daß man in dem stattlichen Bauernhof, in welchem man alle Errungenschaften der modernen Technik findet, kaum mehr die ältesten Formen erkennt. Auf einer Anhöhe am Westende der alten Angersiedlung des 12. Jahrhunderts gelegen, kann man sich noch sehr gut vorstellen, besonders wenn man, von Osten kommend, das Gelände überblickt, daß an der Stelle des "Hofbauern" ein wehrhaftes Gebäude stand, in dessen Schutz sich die Bauernhäuser des Dorfes jahrhundertelang duckten.

Alte Urkunden und besonders die Grundbücher des Stiftes Zwettigeben über die wechselvolle Geschichte dieser kleinen Burg reichen Aufschluß. Es sei mir an dieser Stelle gestattet, dem hochw. Herrn Prälaten, Abt Bertrand Koppensteiner, für die großzügig gewährte Benützung des Stiftsarchivs ergebenst zu danken. Das feste Haus zu Klein-Otten wurde von den Kuenringern in Zuge ihrer groß angelegten

Kolonisationsbestrebungen, wahrscheinlich schon im 12. Jahrhundert als militärischer Stützpunkt errichtet und mit einem ihrer zahlreichen, niederen Lehensritter (milites, Edelknechte) besetzt. In der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts finden wir zu Klein-Otten das kleinadelige Geschlecht der Tuchel (Tuchlo, Tuchlerus), welches in der Zwettler Gegend begütert war und in den Urkunden immer wieder genannt wird. Schon 1265 verkauft ein Heinrich der Tuchel einen Hof bei Groß-Globnitz dem Stift Zwettl,²) welches 1280 5 Lehen und 2 Hofstätten zu Klein-Otten als Zinsgüter aufweist und auch in den späteren Jahrzehnten stets bestrebt war, seinen Besitz daselbst zu mehren.³) Um 1300 war der Adelssitz zu Klein-Otten Lehen der Herren von Puchberg (als Nachkommen der Kuenringer- und dementsprechend erschienen die Tuchel als Lehensleute der Puchberger, wenngleich sie auch freies Eigen besaßen.⁴)

Das 14. Jahrhundert war für die vielen Edelknechte und kleinadeligen Grundbesitzer, welche die Lasten der Heerfolge zu tragen hatten, in wirtschaftlicher Hinsicht sehr ungünstig. Jene Zeit wird ja im bekannten Versepos "Meier Helmbrecht" anschaulich geschildert: die Ritter verarmten, heiraten reiche Bauerntöchter und verschmolzen schließlich mit dem Bauernstand, der seit dem 13. Jahrhundert immer mehr in die Untertänigkeit der mächtigen Grundherren geriet. Ein typisches Beispiel für den wirtschaftlichen und sozialen Abstieg des Waldviertler Kleinadels ist das Schicksal der Tuchel in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts. Die vielen Grundverkäufe dieser zu Klein-Otten ansässigen Familie beweisen ihren wirtschaftlichen Abstieg. Die kleine Burg mit ca. 200 Joch Eigenbesitz und einigen zinspflichtigen Bauern war in jener Zeit der "Geldabwertung" keine ausreichende Grundlage mehr für standesgemäße Verpflichtungen, zu welchen noch die Versorgung einer großen Kinderschar kam. Vor 1312 teilen die Brüder Otto und Heinrich Tuchel zu Klein-Otten ihr väterliches Erbe 5) und verkaufen kurze Zeit darnach verschiedene Zinsgüter. Wir erfahren dabei, daß Otto 8 und Heinrich 4 erbberechtigte Kinder hatte. Nach dem Tode des Andreas Tuchlo zu Otten 1375 geht das feste Haus vermutlich in andere Hände über, denn seit dieser Zeit findet sich dort wie auch anderswo kein Tuchel mehr als adeliger Lehensträger. Hingegen taucht seit 1400 der bäuerliche Familienname Tüchler auf, der, von der Zwettler Gegend ausstrahlend, im oberen Waldviertel heute oft anzutreffen ist. Die teilweise noch "gehobenere" Stellung der Tüchler im 15. Jahrhundert als Pfarrer, Hofbauern, Richter, Amtsleute und Bürger in Märkten und Städten ist vielleicht mit ein Beweis dafür, daß es sich um Nachkommen jener alten, kleinadeligen Familie der Tuchel handeln könne.

Als Inhaber des festen Hauses zu Otten finden wir 1388 Ulrich Harrach (gest. 1401), vor 1441 Jörg Prantner,*) 1454 Erhard Pichler, der es in diesem Jahre dem edlen Steffan Tanner verkauft. 1479 übergeben die Brüder Bernhard und Balthasar Tanner ihren Besitz zu Otten mit aller "Zubehör, Ehren und Rechten" dem Stift Zwettl als Seelgerät, zur Abhaltung eines Jahrtages.*) Wir erfahren aus dieser Urkunde, daß zu diesem Adelssitz neben Wildbann, Burgrecht usw. der Zehent auf den Dorfäckern, $7\,\beta$ 10 pf. Gülten, freies Eigen aus 1 Lehen und 2 Hofstätten zu Klein-Otten, ferner 1 Hofstätte zu Ottenschlag und ein Wald zu Rieweis gehörten.

Das Stift ließ, wie gewöhnlich bei Wehrbauten, das feste Haus verfallen und verkaufte 1493 den "Hof" dem Andreas Thaymüller auf der Thayamühle zu Limbach;10) dieser erscheint allerdings schon im Grundbuch 1470 als abgabepflichtig: "de castro empto 10 g pf."11) Im Urbar 1499 und im Grundbuch 1500ff gibt ein Thomas Schachinger 10 ß pf. nebst großem und kleinem Zehent "de castro". 1512 belehnt Kaiser Maximilian I. seinen Hühnerjäger Bartholomäus Gangl mit dem Hof zu Otten und verfügt gleichzeitig, die "Einräumung" (Wiederaufbau) des alten Burgstalls.12) Dies scheint aber nicht erfolgt zu sein, weil 1570 die "Gemein" Klein-Otten 4 tt 7 ß pf. vom "Gschloß, so öd ist", an das Stift Zwettl entrichtete.13) In den folgenden Jahrzehnten bleiben die Schicksale des Hofes im Dunkel. Keine Klarheit bringt ein alter Grenzstein an den Gemarken der Hofbauerngründe mit der eingemeißelten Jahreszahl 1584. Er zeigt auf der einen Seite das Stiftswappen mit den Buchstaben IV (?, verwittert) A Z (= Johann, Abt zu Zwettl?) und auf der andern Seite ein Wappen mit drei Blumen auf einem Dreiberg, überschriftet mit den Buchstaben RAZZ (= Rueff, Abt zu Zwettl?).14)

Am 23. März 1631 kauft Abraham Engelmayr zu Hörmanns vom Herrn Jeremias Möhringern den Hof zu Klein-Otten mit all seiner Zubehör um 200 Gulden und 8 Dukaten Leikauf.¹⁵) Die bäuerliche Familie Engelmayr, welche schon im 15. Jahrhundert im Senftenbergeramt nachgewiesen werden kann,¹⁶) erscheint im 16. Jahrhundert in und um Zwettl (Oberhof, Hörmanns, Gradnitz, Haslau, Rudmanns) begütert.¹⁷) Abraham Engelmayr (der Vorname weist auf evangelische Kreise hin!), der sich in Klein-Otten angekauft hat und zum Stammvater der heute noch dort blühenden Familie geworden ist, scheint sehr begütert gewesen zu sein. Er kaufte 1632 (mitten im 30jährigen Krieg!) von Hans Georg von Neydegg zu Wildberg den großen und kleinen Zehent auf

6 Ganz- und 2 Halblehen und 3 Hofstätten zu Otten um 150 fl.18) und wird dadurch selbst, obwohl bäuerlicher Untertan, für kurze Zeit zum Zehentherrn. Er muß allerdings wenig später dieses Recht dem Stift abtreten. Um 1667 wird die endgültige Verbäuerlichung dieses ehemaligen Adelssitzes bestätigt, indem das Zwettler Grundbuch vermerkt: "Der adelige Hof wird ein Schloß genannt, so aber in einem Hof verändert worden."10)

Seit 1631 ist also dieser Hof durch 11 Generationen in ununterbrochener Stammfolge bei der Familie Engelmayer, die stets im öffentlichen Leben dieser kleinen Gemeinde eine führende Rolle gespielt hat. der derzeitige "Hofbauer", Herr Josef Engelmayer, Bürgermeister der Kat.Gem. Groß-Globnitz, hatte in Vorjahre die große Liebenswürdigkeit, mir das ganze Anwesen eingehendst zu zeigen und auch die notwendigen Erläuterungen über die Baugeschichte des Hofes während der letzten 50 Jahre zu geben. Ich danke ihm an dieser Stelle hiefür herzlichst und möchte besonders erwähnen, daß Herr Engelmayer für alle heimatkundlichen Belange großes Verständnis zeigte. Er gewährte mir auch Einblick in die alte Familienchronik, welche bemerkenswerte Eintragungen über die Baugeschichte des Hofes enthält.

Unter Zugrundelegung wichtiger und dankenswerter Vorarbeiten durch Herrn Lehrer Franz Strohmayr (derzeit Schulleiter in Nappersdorf, N.Ö.), welcher das ganze Anwesen vermessen hat, konnte ich das Folgende zur Baugeschichte der letzten 150 Jahre feststellen.

Den ältesten Kern des ganzen Hofkomplexes bildet ein Wehrturm von 51/2 Meter im Geviert und 11/2 Meter starken Mauern, dessen Kellerraum mächtige Tonnengewölbe aufweist, während das Turmzimmer im Obergeschoß mit einer tiefen Fensternische durch den derzeitigen Besitzer stilvoll zu einer Hauskapelle gestaltet wurde. Der mit dem Wohntrakt gleichlaufende Dachfirst läßt den Turm von außen nicht mehr erkennen. Außerdem wurde der oberste Teil des ehemaligen Wehrturmes, der einstmals auch Schießscharten aufgewiesen und die übrigen Gebäudeteile überragt hat, in den Franzosenkriegen 1809 teilweise abgetragen (Familienchronik). Der an den Turm nach Norden angebaute Wohnblock war, nach dem z. T. noch vorhandenen 70 cm starken Mauern zu schließen, nicht mehr als 71/2 m lang und 51/2 m (Turmbreite!) breit. Es war ein nach außenhin fensterloser Bau, aus welchem erst in viel späterer Zeit Fenster herausgebrochen wurden. (Mitteilung d. Besitzers!) An den Turm schlossen sich im rechten Winkel (ostwärts) die Stallungen an, die ebenfalls gemauert (alte Mauerreste!) und ungefähr 15 m lang waren. Die anderen Wirtschaftsgebäude, ehemals wohl aus Holz gebaut, sind natürlich nicht mehr der Lage nach festzustellen. Die ganze ursprüngliche Anlage, soweit sie im 14. Jahrhundert bestanden haben mag, samt Innenhof und Brunnen (feststellbar, doch heute verschüttet!) war im Osten und Norden vermutlich durch eine Mauer abgeschlossen und umfaßte kaum mehr als 260 m² Gesamtfläche. Rund um das "feste Haus" zog sich noch ein Wassergraben, der später austrocknete und vor 50 Jahren mit Steinen ausgefüllt wurde. Der ganze südöstliche Teil der heutigen Hofanlage fiel ehemals stark nach Osten ab und mußte erst aufgeschüttet werden, um den Hof, wie er sich heute darbietet, mit seinen ausgedehnten Wohnräumen, Ställen, Schuppen und Scheunen (ca. 2500 m²) auf einigermaßen ebenes Terrain zu stellen.

Leider war es mir bisher nicht möglich, eine ältere Ansicht dieses alten Wehrbaus (vor 1904!) zu sehen. Ich wäre für jeden derartigen Hinweis sehr dankbar. Der Katastralplan zur Franziszeischen Fassion von 1825 20) zeigt im Grundriß des Hofes eine sehr unregelmäßige Form, besonders nach Südosten hin, was auf starken Bodenabfall hindeutet. Ein an den ursprünglichen Kern nach Norden hin angefügtes Wohngebäude erscheint von diesem deutlich abgesetzt und in der Baulinie um ca. 3 Meter zurückverschoben. Wohnräume und Ställe sind aus Stein erbaut, die anderen Wirtschaftsgebäude aus Holz.

Die einschneidendsten Umbauten wurden in den Jahren 1904/06 durchgeführt. Vor dieser Zeit galt der älteste Teil als ziemlich baufällig und unbewohnbar, der Keller wurde zum Aufbewahren der Hackfrüchte verwendet, während es den Kindern streng verboten war — so erzählte mir Herr Engelmayer — das alte Gemäuer zu betreten. Bei den teilweisen Abbruchsarbeiten, welche zur Erweiterung und gleichmäßigen Einbeziehung aller Hofteile notwendig geworden waren, arbeiteten 6 Personen 8 Tage lang, um über 100 Fuhren Steine wegzuführen. Diese bestanden hauptsächlich aus bläulichem, schiefrigem Granit, wie er in der näheren Umgebung des Ortes nicht vorkommen soll. Der ganze Umbau, welcher 20.000 Kronen gekostet hat (Familienchronik!), formte das heutige Erscheinungsbild des Hofes.

Sein derzeitiger Besitzer hat in den letzten Jahren noch manches hinzugebaut (Garagen!), vieles modernisiert (Küche, Wohnräume), die Ställe umgebaut, das Dach neu gedeckt usw. Der Hof bietet heute ein Musterbeispiel, wie man das Alte pietätvoll mit den Errungenschaften der Neuzeit verbinden kann. Darüber hinaus zeigt die Geschichte dieses alten Wehrhofes, deren es noch viele im Waldviertel gibt, nicht nur in soziologischer, genealogischer und agrarpolitischer Hinsicht manches Bemerkenswerte, sondern gibt auch einen kleinen Beitrag zur Burgenkunde Niederösterreichs. Das Beispiel des Hofes zu Klein-Otten soll alle heimatkundlichen Kreise des Waldviertels zu ähnlichen

Studien anregen, für deren Mitteilung der Verfasser oder das n.ö. Burgenarchiv (Wien 1., Herrengasse 9) überaus dankbar wären.

Literatur:

Geschichtliche Beilagen zum St. Pöltner Diözesanblatt. Bd. 12. St. Pölten, 1939. (Abkürzung: G.B.)

Topographie von N.Ö. Ed. 7. Wien, 1915. (Abkürzung: Top. 7)

Frast, J. V.: Das Stiftungsbuch des Cistercienser-Klosters Zwettl. Wicn, 1951. In: Fontes Rerum Austriacarum Abt. 2, Bd. 3.) (Abkürzung: FRA 2, 3.)

Zitate: ¹) Top. 7, S. 577; Binder, G.: Die n.ö. Burgen und Schlösser. T. 2. S. 87; Blätter des Vereins f. Landeskunde f. N.Ö. Jg. 1903, S. 241; Halmer, F.: Karte der Wehr- und Schloßbauten in N.Ö. Wien, 1948, S. 75. — ²) G.B. 12, S. 264. — ³) G.B. 12, S. 264f. — ⁴) Top. 7, S. 577; FRA 2, 3, S. 597. — ⁵) FRA 2, 3, S. 595. — °) ebd. — ²) G.B. 12, S. 268. — °) Top. 7, S. 577. — °) G.B. 12, S. 269. — ¹°) G.B. 12, S. 270. (Urkunde Nr. 1066, Stiftsarchiv Zwettl). — ¹¹) Grundbuch 1470. (Archiv f. N.Ö., 275/1). — ¹²) G.B. 12, S. 270. — ¹³) Urbar 1570, St. Archiv. — ¹⁴) H. Lehrer Strohmayr und eigener Augenschein. — ¹⁵) Kauſbuch Zwettl, 1629—42, fol. 74. St. Archiv. — ¹°) Urbar Gars 1499, fol. 315. (Wiener Hoſkammerarchiv, 955). — ¹²) Urbare und Grundbücher im St. Archiv Zwettl. — ¹°) Urkunde Nr. 1426a im St. Archiv. — ¹°) Grundbuch 1667, fol. 155. St. Archiv. — ²°) Frænziszeische Fassion. VOME 437. Mappe. (N.Ö. Landesarchiv.)

DIE EISZEITLICHE TIERWELT DES WALDVIERTELS Von Rupert Hauer.

Das Wissen um die Eiszeit reicht noch nicht 150 Jahre zurück. 1786 wurde von B. F. Kuhn auf die ehemals größere Ausdehnung der Gletscher hingewiesen und 1802 erklärte J. Playfair, die erratischen Blöcke (Findlinge) des Jura seien durch ehemals ungeheure Gletscher dorthin gebracht worden. Aber beide fanden mit ihren Ansichten keine Beachtung.

Im Jahre 1821 vertrat der Ingenieur J. Venetz die Anschauung, daß die Gletscher einst weiter verbreitet gewesen seien, eine Ansicht, die 1834 J. v. Charpentier wiederholte. Besonders aber war es H. L. Agassiz (1807-1873), der sich mit Feuereifer dieser Ansicht anschloß, so daß 1840 die Eiszeit für die Alpen bewiesen war. Für Norddeutschland dagegen vertrat man noch bis ca. 1870 die Ansicht, die erratischen Blöcke seien durch schwimmende Eisschollen vom Norden herabge-

führt worden. Für die Schweiz vertrat O. Heer bereits mehrere Eiszeiten (Glazialzeiten), die durch warme Zwischeneiszeiten (Interglazialzeiten) getrennt waren. Schließlich stellte A. Penk für die Alpen vier Eiszeiten fest, die er als Günz-, Mindel-, Riß- und Würmeiszeit bezeichnete. Man spricht demnach von drei Zwischeneiszeiten als Günz-Mindel, Mindel-Riß und Riß-Würm. Eine Unterabteilung der einzelnen Eiszeiten ist noch umstritten. Für unser Waldviertel kommt hauptsächlich die letzte Zwischeneiszeit (R-W) und die letzte Eiszeit in Betracht

Das Ende der Eiszeit nimmt man heute mit ca. 8000 Jahren v. Chr. an, die ganze Eiszeitperiode schätzt man auf rund 600.000 Jahre.

Da das Waldviertel zu jenem Gebiete gehörte, das zwischen zwei gewaltigen Eisfronten, die eine im Norden, die andere im Süden, lag, so ist es ohne weiters verständlich, daß sich dieses Verhältnis auch in der Tierwelt des Waldviertels bemerkbar gemacht hat. Und so finden wir zur Eiszeit eine kalte Tierwelt daselbst die heute wieder fehlt, aber in Resten sich erhalten hat.

Als richtiges Eiszeittier gilt vor allem das Mammut (Elephas primigenius). Dieser eiszeitliche Elefant erreicht eine Körperlänge von 5 bis 5.50 Meter und eine Schulterhöhe von 3.50 bis 4 Meter. Reste von ihm fanden sich sehr zahlreich in Willendorf (Wachau), in Krems (Hundsteig) und Zeiselberg, häufig auch in der Teufelslucken bei Roggendorf (nordöstlich von Eggenburg), weniger zahlreich in der Gudenushöhle (bei Hartenstein im Kremstale), bei Gobelsburg und im Grubgraben (bei Kammern im Kamptale). Die ältesten Funde wurden schon vor 300 Jahren gemacht. Als im Jahre 1645 die Schweden die Stadt Krem's besetzt hielten und dort Befestigungen anlegten, stießen sie beim Ausheben eines tiefen Abzuggrabens "auf einen ungeheuer großen Riesenkörper". Von den gefundenen Knochen erregte besonders ein 5 Pfund schwerer "Stockzahn" Aufsehen. Man hielt die Knochen für die Reste von einem Riesen. Im Jahre 1647 wurde ein solcher "Stockzahn" von Merian in seinem "Theatrum Europaeum" (Europäisches Theater) mit einem entsprechenden Berichte abgebildet. Ein solcher "Stockzahn" wurde auch dem Kaiser in Wien "verehrt", andere wurden der St. Nikolaikirche in Passau und den Predigermönchen in Steyr "verehrt". Solche Schaustellungen von Raritäten waren im Mittelalter und auch noch nachher nicht selten und sind aus dem deutschen Sprachraum in ziemlicher Anzahl bezeugt. 1729 hat ein schwedischer Arzt namens Brückmann den Fund richtig erkannt. Er ging von den Zähnen aus und sagte: "Wie hätte das Gesicht und die Kinnlade ausgesehen, in der 32 solche große Keile einen ziemlichen Raum eingenommen hätten", ja "der Mund hätte ganze lebende Rinder mit den Zähnen zermalmen und verschlingen können". Ganz richtig schreibt er die Zähne einem Elefanten zu; es handelte sich um das eiszeitliche Mammut. Der Mensch der Eiszeit hat diese gewaltigen Tiere gewöhnlich in Fanggruben, seltener mit seinen einfachen Waffen erlegt.

Auch das Renntier (Rangifer tarandus) gilt als typisches Eiszeittier. Es war aber ursprünglich keineswegs in den Polarländern heimisch. Es tritt in Europa zuerst in einer Warmzeit auf und hat sich erst im Laufe der letzten Eiszeit den Verhältnissen angepaßt und sich dann mit dem schwindenden Eise in die nördlichen Länder zurückgezogen. Es erscheint bei uns sehr häufig in Willendorf, Krems und Gobelsburg, häufig im Grubgraben, dann noch in Zeiselberg, Langenlois und in der Gudenushöhle und als seltenes Fundstück in der Teufelslucken. Aus der Gudenushöhle liegt auch eine einfache Ritzzeichnung eines Renntierkopfes auf einem Vogelknochen (Nadelbüchse?) vor.

Das sibirische Nashorn (Rhinouros tichorhinus) ist ein gewöhnlicher Begleiter des Mammut; von beiden hat man ganze Tiere mit Haut und Haaren im sibirischen Eise eingefroren gefunden. Bei und fanden sich Reste in größerer Zahl in der Teufelslucken, dann auch im Grubgraben, in Gobelsburg und in der Gudenushöhle, selten in Krems.

Der Höhlen bär (Ursusspelaeus), der sich sonst in den Höhlen Oesterreichs ziemlich häufig findet, fand sich in etwas größerer Anzahl nur in der Teufelslucken und dann noch in der Gudenushöhle. Er war vor der letzten Eiszeit weit in Europa verbreitet und findet sich auch noch in der Eiszeit selbst, wenn auch seltener. Er war ein ziemlich plumpes Tier, bedeutend größer als die heutigen Vertreter dieser Art und nährte sich vorwiegend von Pflanzenkost.

Die Höhlenhyäne (Hyaena spelaea) fand sich in der Gudenushöhle, besonders zahlreich aber in der Teufelslucken. Das reiche Material aus dieser Höhle hat Veranlassung gegeben, umfangreiche Untersuchungen über die Lebensweise dieses eiszeitlichen Tieres anzustellen. Das Ergebnis war, daß nicht wenige Knochen, an denen man bisher menschliche Tätigkeit zu erkennen glaubte, auf die Art und Weise zurückzuführen sind, wie die Höhlenhyäne die Knochen zerbissen hat, um zum Marke zu gelangen. Das ist ein Ergebnis, das bei Beurteilung eiszeitlicher Knochenfunde zu beachten ist, um nicht zu falschen Schlüssen zu kommen.

In Krems, in Willendorf und in der Gudenushöhle fanden sich auch spärliche Reste vom Höhlenlöwen (Felis speleca), ein noch beutegierigerer Fleischfresser als die die Höhlenhyäne, der heute noch in Sibirien lebt.

Sehr selten findet sich der Moschusochse (Ovibus moschatus), der nur vom Hundsteig in Krems belegt ist. Er ist durch seinen langen Haarmantel, der ihn fast ganz einhüllt, der strengsten Polarkälte angepaßt und kommt heute in Europa, auch im nördlichsten, nicht mehr vor.

Der Eisfuchs (Canis lagopus), ein plumper, aber sehr frecher Verwandter unseres Fuchses, kommt in Krems zahlreich vor, ferner in der Gudenushöhle und in der Teufelslucken, in letzterer sehr selten. Er ist ein Bewohnr der Tundra, der ebenen oder flachwelligen Landschaft des hohen Nordens, nur darf man dabei nach Penk nicht an die arktische Tundra mit dünner Moosflora und gefrorenem Boden denken. Ihre Charakterpflanze ist vor allem die Zwergbirke.

Dort ist auch die Heimat der Lemminge, so des Halsbandlemmings (Myodes torquatus), der sich auch in der Gudenushöhle gefunden hat, und einer anderen Art (Lemnus lemnus), die in der Teufelslucken festgestellt wurde. Heimisch in der Tundra ist auch das Moorschneehuhn (Lagopus albus), dessen spärliche Reste aus der Gudenushöhle und vom Hundsteig vorliegen, während das Gebirgsschneehuhn (Lagopus alpinus) nur in der Gudenushöhle vertreten ist.

Nordische Tiere sind ferner der Vielfraß (Gulo borealis) und der Schneehase (Lepus variabilis); letzterer ist vom Hundsteig und aus der Gudenushöhle bezeugt, der Vielfraß nur aus der Gudenushöhle bezeugt, der Vielfraß nur aus der Teufelslucken.

Angehörige der Tundra, die sich am Ende der Eiszeit in die Alpen zurückgezogen haben, sind der Steinbock (Capra ibex) und die Gemse (Capellarupicarpa), beide vom Hundsteig und aus der Gudenushöhle bezeugt, während sich das Murmeltier (Arctomysmarmotta) nur im Grubgraben gefunden hat.

Damit ist die eiszeitliche Tierwelt des Waldviertels keineswegs erschöpft. Aus der ziemlich reichen Tierliste der Gudenushöhle, des Hundsteiges und besonders der Teufelslucken ist zu ersehen, daß neben dieser ausgesprochenen kalten Tierwelt auch zahlreiche Vertreter eines gemäßigten Klimas wie Pferde, Hirsche, Wölfe und Füchse und eine zahlreiche Kleintierwelt ihre Daseinsmöglichkeiten im Waldviertel der Eiszeit gefunden haben. Es finden sich Wald- und Steppentiere in bunter Mischung mit der kalten Tierwelt. Diese Tatsache zwingt zu dem Schlusse, daß das eiszeitliche Klima im Waldviertel soweit erträglich gewesen sein muß, daß die vor der Eiszeit hier heimische Tierwelt, vielleicht von einigen besonders wärmeliebenden Formen abgesehen. auch in der Eiszeit noch die erforderlichen Lebensbedingungen gefunden hat. Es wäre auch aus diesen tierischen Resten allein nicht möglich, auf eine Eiszeit zu schließen, wenn es nicht auch Moränen allerdings nicht im Waldviertel — und Löße geben würde. Das von Norden und von Süden aus den Alpen vordringende Eis hat eben die Tierwelt aus den von ihm besetzten Gebieten verdrängt und so Tiere aus verschiedenen Klimaten zum Zusammenleben gezwungen. Nicht in erster Linie die Kälte, sondern der Nahrungsmangel treibt die Tiere auf die Wenderschaft, wie wir es jedes Jahr im Herbst am Vogelzug erleben.

I. iteratur: Jahrbuch f. Altertumskunde, Jg. II und III, Wien, Gentralkomm.

— H. Obermaier, Der Mensch der Vorzeit. Wien, 1912, Allg. Verlagsges. — Verh. d. Zeologisch-Botanischen Ges. in Wien, Jg. 1933 — A. Penk. Säugetiersauna und Paläolithikum des jüngeren Pleistozäns in Mitteleuropa. Ferlin, 1938, Akad. d. Wiss.

Nieder-Plöttbach Nachtrag zum dritten Stausee — Ottenstein Von J. K. K.

Nachdem im Waldviertel Nr. 5 vom Jahre 1954 die Häuser im Stausee Dobra und im Heft 5/6 von 1956 die Häuser im Stausee Ottenstein behandelt worden sind, wollen wir heute noch einen Nachtrag bringen.

Der Ottensteiner Stausee hat zwei große Rückstaugebiete, das eine beim Purzelkamp, das sich in zwei Arme teilt und eine Größe des Stausee Dobra hat, und das zweite fast am Ende des Sees bei Nieder-Plöttbach.

Der Name Plöttbach ist ein slawischer Name und heißt bei den Weidegeflechten.

Nieder-Plöttbach liegt in einer Talsenke des Plöttbaches, der das Dorf schräg durchschneidet und unweit des Dorfendes in den Kamp mündet. Das Dorf selbst verschwindet fast in der Talsenke. Es dürfte im 12. Jahrhundert gegründet worden sein. Die Schreibweise hat sich nicht viel geändert. 1266 Pleppach inferius, 1270 Pleppbach, 1280 Pleppbach, 1284 Pletbach, 1299 Nidern Pletbach, dann wechselt es mit Nidtern Plöbach und Nidtern Plötbach, bis der jetzige Name blieb.

Am 13. 4. 1270 bestätigt Hadmar der Turse von Lichtenfels, daß sein Dienstmann Ritter Ekkhardt von Marbach dem Spital des Klosters Zwettl im unteren Plettbach einen Hof geschenk habe.

Am 23. 10. 1280 verzichtet Ulrich von Thumbratz gegenüber dem Abt Ebro von Zwettl auf vermeintliche Rechte über Besitzungen in inferori Plepbach.

1284 verkaufte Rapoto Ertzidwiser seine Besitzungen in Pletbach, die er von Alold von Kaya zu Lehen hatte, an die Ansiedler Hirzo und Ulrich. Alold selbst gab die Eigenschaft darüber dem Stifte Zwettl. 1292 übereignet Frau Osana von Thumbratz dem Kloster Zwettl Einkünfte zweier Nieder Plöttbacher Bauernlehen.

Am 22. 6. 1294 verkauft Osana, die Witwe Ulrichs von Thumbratz, mit Zustimmung ihrer Söhne Heinrich, Ortwin und Alarich dem Abt Ebro von Zwettl zwei behauste Lehen in Nieder Plöttbach und tauscht dafür Gärten ein.

1297 stellt Poppo von Liebenberg die von ihm widerrechtlich angeeigneten 9 Huben zu Niederpletbach dem Kloster Zwettl zurück.

Am 20. 1. 1297 bestätigen Poppo von Liebenberg, seine Mutter Ofemia, sein Bruder Engelbert und seine Schwestern Gertrud und Heilwing erneut die Rechte des Stiftes Zwettl auf 9 Huben in Nieder Plöttbach.

Am 24. 4. 1298 verzichten Seifried von Plepbach und seine Brüder zugunsten eines Leopold und dessen Bruder auf Lehenskaufrechte in Plepbach, nachdem ihre Herren Hadmar und Albero von Ottenstein mit einem Pfund Pfenninge und sie selbst mit je einem Pfund Pfenninge abgefunden worden waren.

Am St. Gilgentag, 1. 9. 1298, bezeugt Liebhard von Waldreichs einen Vergleichsbrief des Seifried von Pleptbach über das Verkaufsrecht zweier Lehen und Gärten in Nieder Plöttbach.

1299 gab Engelbrecht von Liebenberg eine Hofstatt zu Niederplöttbach dem Stifte Zwettl um 1/2 Pfund Pfenninge.

1331 vermerkt das Rentenbuch des Stiftes Zwettl in Niedernpleppach fünf gestiftete und zwei öde Lehen, das Dorfrecht und ein dem Zwettler Stiftsspital dienstpflichtiges Stück Land.

Am 5. 3. 1312 erhält das Stift Zwettl von einem Niederplettbacher Lehen, das Otto, der Ottensteiner, zur Vermehrung der Stiftungen seiner Vorfahren widmete, fünf Schillinge Jahreseinkommen.

Am 2. 11. 1314 verzichten Heinrich und Konrad von Kaya zu Gunsten des Stiftes Zwettl auf die Eigenschaft von zwei Lehen und vier Hoffstätten in Nieder Plöttbach.

Am 24. 6. 1320 stiftet Ulrich von Tumbratz dem Stift Zwettl 24 Pfund Gülten in Niederplöttbach.

Am 12. 3. 1343 schenken die Brüder Weichard und Engelbert von Liebenberg dem Stifte Zwettl die Eigenschaft von 4 Pfund Pfenning Gülten auf 4 Lehen und 3 Hofstätten in Nieder Plöttbach, die sie dem Konrad von Steina verkauften.

Und am 31. 10. 1343 erwirbt das Kloster Zwettl vom Jörg dem Jörger den Ruemhof und fünf dabei gelegene Lehen in Nieder Plöttbach und schenken Stefan von Maissau und seine Brüder Otto und Konrad dem Stifte Zwettl die Eigenschaft der Lehen, die das Stift von Jörg dem Jörger gekauft hatte.

1387, 2. 2. verleiht Aht Michael von Zwettl Ulrich dem Oeder 9 Schillinge Gülten in Nieder Plöttbach zu Burgrecht. 1400 erhält Konrad Neydecker den Drittelzehent eines Hofes und den ganzen Zehent von sieben und einem halben Lehen, während Hans Pernstorfer den Zehent eines Hofes in Nieder Plöttbach verliehen bekam.

1415 gehört nach dem Zehentbuch der Pfarre Altpölla das Dorf Niedern Plöttbach zum Pfarrsprengel Döllersheim.

1455 erhielt Hans Pernstorfer einen Zehent zu Niden Pleppach in Tallersheimerpfarr gelegen auf 16 Lehen und 3 Hofstätten als mütterliches Erbe zu Lehen.

Im 16. Jahrhundert wird das Banntaiding für Nieder Plöttbach am Mittwoch nach Hl. Drei König beim Kirchenberge von Döllersheim abgehalten.

1665 zählt Nidtern Pölbach 75 Einwohner.

1796 schließen die Nieder Plöttbacher Untertanen mit ihrer Herrschaft einen Robotabolitionskontrakt.

1853 ist in Nieder Plöttbach Stefan Zahrl geboren, der von 1874 bis 1922 Ordenspriester des Klosters Zwettl war.

1938 kam das Dorf zum Truppenübungsplatz Döllersheim und wurde nach und nach eine Ruine.

Das Wasser des Stausees geht bis in das halbe Dorf, von dem nur niedere Mauerreste übrig sind.

Am Ende des Dorfes steht noch auf einem Hügel eine kleine Betkapelle. Sie enthielt einen netten Barockaltar, der angeblich aus der verfallenen St. Thomaskirche im Dachsgraben stammt, und Statuen der Pestpatrone. Heute ist sie ausgeräumt und bis auf ein großes Mauerloch noch gut erhalten. Sie bleibt auch stehen und gibt mit dem Wasser ein schönes Landschaftsbild

Quellen: Geschichtliche Beilagen.

RELIQUIENFUND IN DER PFARRKIRCHE IN WEITEN Von Dr. Karl Schöbl

Bekanntlich muß sich in jedem Altar, auf welchem ein Meßopfer gefeiert wird, eine Reliquie befinden, die meist aus einem kleinen Teilchen des Körpers oder Gewandes eines Heiligen besteht. Eine solche Reliquie befindet sich entweder in einem flachen Rahmen, der zum Beispiel auf den Feldaltar gelegt wird und als Portatile bezeichnet wird, oder aber sie ist nicht so massiv wie das Portatile abgeschlossen und ist direkt im Altarsockel eingemauert. Diese zweite, weitaus wertvollere und interessantere Form heißt Fixum, weil es auf Dauer mit dem Altar verbunden ist. Während das Portatile irgendwo an einem

Bischofssitz angefertigt und versiegelt wurde, das man dann beliebig weit in der Aktentasche transportieren kann, muß bei der Versenkung des Fixums der Bischof beim betreffenden Altar anwesend sein.

Anläßlich von Renovierungsarbeiten in der ältesten Pfarrkirche des Bezirkes Pöggstall, in Weiten, (Pfarre seit 1090 nachweisbar) wurde das Fixum im Altarsockel freigelegt. Herr Pfarrer G. R. Kaufmann hat es mir zur wissenschaftlichen Auswertung zu Verfügung gestellt.

Diese Reliquie ist etwa faustgroß, in Wachstuch gewickelt und mit einem Tiefdrucksiegel verschlossen. An einer Seite sieht man den Rand eines Holzkästchens durchscheinen. Da das Kästchen selbstverständlich nicht geöffnet werden konnte, ist der Inhalt desselben völlig unbekannt. Es war aber möglich, das Siegel zu entziffern. Es handelt sich um das Siegel des Weihbischofs des Bistums Passau Petrus de Waidhofen, Titularbischof von Marcopolis in Syrien, der dem Augustiner-Eremitenorden angehörte. Unser Waldviertel gehörte ja bis in die Zeit Josefs II. zur Diözese Passau. Bischof de Waidhofen wirkte in der Diözese Passau in der Zeit von 1350 bis 1370. In dieser Zeit muß er höchstpersönlich zur Weihe des Altares nach Weiten gereist sein. Die Umschrift des Siegels schaut so aus: S FRIS PETRI D R CIA EPI MARCOPOL. Ich vermute, daß diese Abkürzungen folgendes bedeuten S(IGILLUM) F(RAT)RIS PETRI D(EI G) R(A)CIA EP(ISCOP)I MARCOPOL(ITANI), was zu deutsch heißt; "Siegel des Bruders des Heiligen Petrus, durch Gottes Gnaden Bischof von Marcopolis". — Die bildliche Darstellung zeigt in der Mitte den thronenden Weihbischof, oben Maria mit dem Kind und unten den heiligen Augustinus.

Inzwischen ist die Reliquie schon längst wieder in ihr "sepulchrum" (Reliquiengrab) im Weitener Altarsockel der Stephanskirche zurückgekehrt. Wir alle haben aber einen Hauch aus vergangenen Jahrhunderten unserer lieben Waldviertler Heimat verspürt.

KARL GEYER ZUM 70. GEBURTSTAG Von Dr. Heinrich Rauscher

Am 4. Februar 1957 erreichte der Waldviertler Komponist Karl Geyer das 70. Lebensjahr. Wir wollen diesen Anlaß benützen, eine Ueberschau über das Leben und künstlerische Schaffen des Jubilars zu geben, das nicht nur seinem Geburtsort, sondern auch seiner Studierstadt Krems und seinem langjährigen Dienstort Raabs, ja dem ganzen Waldviertel zur Ehre gereicht.

Die Familie Geyer stammt aus der Stifterheimat Oberplan im Böhmerwald. Der Großvater war Pferdelenker bei der ersten Pferdeeisenbahn Linz-Budweis. Er verunglückte im Dienste tödlich und hinterließ eine Witwe mit acht minderjährigen, unversorgten Kindern. Mit ihrer Hände Arbeit zog sie alle Kinder groß und bildete sie zu tüchtigen Menschen heran, die mit Ausnahme eines Sohnes bei der Post und Bahn eine Anstellung erhielten. Die älteren Kinder steuerten von der Zeit an, da sie Geld verdienten, zur Erziehung der jüngeren Geschwister bei. Als die brave und lebenstüchtige Mutter alt und müde geworden war, sorgten die Kinder in vorbildlicher Weise für sie. Jeden Monatsersten brachte der Postbote die Geldsendungen der selbständig gewordenen Kinder in ihr Budweiser Heim. Wahrlich ein schönes Zeichen eines Familienzusammenhaltes in einer Zeit, da man sich nicht wie heute auf die Fürsorge und auf Unterstützungen verlassen konnte, sondern mit den Schwierigkeiten des Lebens mit Hilfe der Familienmitglieder fertig werden mußte.

Ein Sohn dieser tüchtigen und tapferen Frau wurde Lehrer. Aus seiner Ehe mit einer Bauerntochter aus Zabernreith bei Eibenstein an der Thaya stammten fünf Kinder. Als zweites wurde unser Karl am 4. Februar 1887 in Rottenschachen im politischen Bezirk Gmünd (jetzt zur Tschechoslowakei gehörig) geboren. Der Vater übersiedelte später an die Schule in Heidenreichstein, wo die Kinder die Volksschule besuchten. In Heidenreichstein starben die Mutter und zwei Kinder frühzeitig. Der Vater heiratete ein zweitesmal. Die Stiefmutter, eine Budweiserin aus angesehener Familie, war den Kindern eine gute Mutter und sang ihnen mit ihrer schönen Altstimme manch schönes Lied vor. Auch der Vater sang öfter Schubertlieder, zu denen er sich selber auf dem Klavier meisterhaft begleitete. Am schönsten war es immer am heiligen Abend, wenn der Vater und die Kinder vor dem Christbaum eine Messe sangen und mit dem Liede "Stille Nacht, heilige Nacht" schlossen.

Die Bürgerschule legte Geyer in Budweis zurück. Er wohnte bei seiner Großmutter, deren Erzählungen in den Dämmerstunden er sehr gerne lauschte. Ein in Budweis angestellter Onkel nahm als Mitglied des dortigen Gesangvereines den Neffen öfters zu den Gesangsproben und auch zu Vereinsausflügen mit, so auf den Schöninger, auf den Plöckenstein u. a.

In den Jahren 1901—1905 besuchte Karl Geyer die Kremser Lehrerbildungsanstalt mit sehr gutem Erfolg. Jeden Jahrgang beendete er als Vorzugsschüler und die Reifeprüfung legte er mit Auszeichnung und als Klassenerster ab. Schon in der Studien-eit machten ihn sein weicher Bariton und die Beherrschung, der Geige, der Laute und der Ziehharmonika zu einem geschätzten und beliebten Gesellschafter.

Seit dem September 1905 war Geyer als Lehrer in Weißenbach an

der Triesting, in Pottendorf und Gramatneusiedl und hernach in den Waldviertler Orten Pfaffenschlag, Dobersberg und Thaya tätig. Die Lehrbefähigungsprüfung für Volksschulen legte er 1907 und die Bürgerschulprüfung für die erste Fachgruppe 1917 ab. In Raabs wirkte er fast ein Vierteljahrhundert lang und war auch im öffentlichen Leben als Vizebürgermeister, Direktor der Sparkasse und Chormeister tätig. Den Raabser Gesang- und Musikverein brachte er auf eine beachtliche Höhe. Seiner Tüchtigkeit verdankte er die Berufung als Chormeister des Waldviertler Sängerbundes, wodurch er zu einer bekannten Persönlichkeit im Waldviertler Musikleben wurde. In Weitra errang er für einen von ihm komponierten Männerchor den ersten Lorbeerkranz. Aus seinen Schülern, die ihm außerordentlich zugetan waren, stellte er Kinderchöre zusammen, mit denen er unsere schöne Heimat durchzog. Ihr Gesang und ihr Auftreten öffneten die Herzen und Börsen der Menschen, sodaß ihre Reisekasse nie leer wurde.

1929 kam Geyer für kurze Zeit an die Hauptschule Kautzen, dann nach Pottendorf und schließlich nach Gramatneusiedl, wo er über 15 Jahre als Fachlehrer und Hauptschuldirektor tätig war. Sein dienstliches Wirken wurde durch 17 Belobungsdekrete anerkannt. Die Kriegshandlungen im Frühjahr 1945 vernichteten seine künstlerisch eingerichtete Wohnung mit seinen Manuskripten und den meisten treubehüteten Erinnerungszeichen und fast den gesamten gedruckten Notenbestand bei seinen Verlegern. Diesen unersetzlichen und sehr schmerzlichen Verlust konnte Geyer bis heute nicht ganz verschmerzen.

Nach seiner Pensionierung übersiedelte Geyer nach Wien, wo er im VIII. Bezirk, Josefstätterstraße 29/35 ein bescheidenes Heim bewohnt. Seine Daseinsfreude, sein Lebensmut und seine Schaffensfreude konnten durch bittere Lebensschicksale nicht gelähmt werden.

Mit der Uebersiedlung Geyers auf den Wiener Boden begann sein künstlerischer Aufstieg. Er trat dem Wiener Schubertbund bei und wurde bald in den Solochor eingereiht. Mit dem Schubertbund machte er Konzertreisen nach Ungarn, Frankreich, Italien und in die Schweiz mit. Nun trat er auch stärker als Komponist von Männerchören und Liedern hervor, zu denen er gewöhnlich selber den Text schrieb. Seine Lieder fanden durch Oswald Kabasta im Rundfunk Eingang und verbreiteten sich durch Druck in der Bevölkerung. Er selber trug auch seine Lieder vor. Bei der Kremser Landesausstellung 1948 waren seine Liedhefte als Beispiele des Waldviertler Musikschaffens ausgestellt.

Mit der steigenden Anerkennung stellten sich, auch musikalische Funktionen, Anerkennungen und Ehrenämter ein. Er wurde Chormeister der Wiener Liedertafel, Bundesrat des Weltgesang- und Musikvereines, er wurde Landes-Chormeister der Gesangvereine von Nieder-

österreich und das Unterrichtsministerium berief ihn als Vertreter der Landesmusikerschaft in die Musikkammer. Er wurde Preisträger im Männerchorwettbewerb des Sängerbundes, im Schönbrunner Wettbewerb um das beste Wienerlied und in der Jazzkonkurrenz 1952. Als künstlerischer Leiter eines Wiener Ensembles wurde er 1955 nach Zürich und Basel verpflichtet.

Während Geyer früher vorwiegend Chorwerke schuf, wandte er sich später immer mehr dem Lied mit Klavierbegleitung zu. Die Liedtexte dichtete er zumeist selber. Sie besingen die Landschaften des Waldviertels, der Wachau und des Wienerwaldes, Liebe, Frohsinn und Lebensfreude, aber auch Sehnsucht, Lebensernst und Besinnlichkeit sprechen uns an. Am bekanntesten sind wohl die Lieder "Nütze den Tag" und "Mein Herz hat heute einen großen Feiertag". Die Volkstümlichkeit und der Gemütsreichtum der Lieder Geyers machen sie zu gern gehörten Nummern des Radioprogramms und verbreiten seine Volkstümlichkeit.

Die wichtigsten Liedsammlungen, die für eine Singstimme mit Klavierbegleitung im Wiener Verlag H. Waselka oder im Selbstverlag herausgekommen sind, haben folgende Titel: "Lieder aus dem Waldviertel", "Lieder aus der Wachau", "Schöne Wachau", "Ich bin in mein Wien verliebt" (beide mit Bildschmuck von Prof. Othmar Breyer), "Singen-Träumen-Tanzen", "Lieder für Herz und Gemüt", "Lieder der Liebe", "Heimatglocken" (mit Bildeinlagen von Prof. Othmar Breyer), "25 Lieder mit Akkordeonbegleitung" u.a. Dazu kommen noch Walzer, moderne Tanzstücke und Märsche z. B. "Waldviertler Marschlied", "Sonnenkindermarsch" und "Es lebe das Leben". Insgesamt sind von Geyer etwa 100 Kompositionen im Druck erschienen.

Geyers Kompositionen fanden nicht nur beim Volk freundliche Aufnahme, sondern auch von berufenen Stellen warme Anerkennung, so von Oswald Kabasta, Bert Silving, Franz Lehar, Viktor Keldorfer, Hans Wagner-Schönkirch, Heinrich Schlusnus, Zarah Leander, Hilde Güden, Dr. Pöll, Carl Lafite, Hans Enders und Kammersängerin Selma Kurz-Halban. Sie loben an Geyer und seinen Liedern seine liebenswürdige und volkstümliche Begabung, das gesunde, musikalische Empfinden, die Innigkeit und Liebenswürdigkeit, die Herzlichkeit, die Schlichtheit im Ausdruck, die einwandfreie Form, die hübsche Harmonieführung, die Sangbarkeit und die Vornehmheit in Wort und Weise im Gegensatz zu gewissen modernen Schlagern.

Das Heimatviertel nimmt mit Freude Kenntnis vom reichen künstlerischen Schaffen seines Sohnes und wünscht ihm beim Antritt eines neuen Lebensjahrzehntes Gesundheit, Wohlergehen und weiteres erfolgreiches Schaffen.

KARL SPITZWIESER, EIN SIEBZIGER

"Wat dem een sin Uhl, is dem annern sin Nachtigall!" läßt Reuter seinen Unkel Bräsig sagen und wenn der junge Karl Spitzwieser sich nicht den Fuß gebrochen hätte, wäre das Langenloiser Heimatmuseum wohl kaum zu seiner heutigen Bedeutung gediehen; denn dann hätte Spitzwieser in Salzburg seines Lehramtes gewaltet und von Langenlois vielleicht den Namen gekannt und die Langenloiser den seinen überhaupt nicht, was unstreitig beide als Verlust zu buchen gehabt hätten.

Karl Spitzwieser wurde am 4. Mai 1887 zu Salzburg geboren, wo er Volksschule und Untergymnasium besuchte und sich auch bei den Franziskanern als Sängerknabe betätigte. Im Jahre 1903 brach er sich beim Eislaufen den Fuß und zog sich—Hilfe ließ auf sich warten—durch das lange Liegen auf dem Eise eine Lungen- und Rippenfellentzündung zu, woraus sich ein längeres Krankenlager entwickelte; dadurch wurde der geplante Eintritt in die Lehrerbildungsanstalt Salzburg verhindert und der Wiedergenesene ging, um das Jahr nicht zu verlieren, in die infolge ihres Neubaues erst später ihre Pforten öffnende gleiche Anstalt nach Krems, wo er 1908 die Reifeprüfung ablegte. Seiner ersten Anstellung in Rastbach folgten weitere in Krems, Stein, Geyersberg und Elsarn, bis er am 1. Mai 1910 an die Volksschule des oberen Marktes Langenlois kam. Den ersten Weltkrieg machte er als Fähnrich an der italienischen Front mit, der Zusammenbruch traf ihn in Albanien.

Zurückgekehrt, vermählte sich Spitzwieser noch im Jahre 1918 mit der Langenloiser Bürgerstochter Frieda Haimerl, die ihm durch alle Wechselfälle des Lebens bis heute als treue Gefährtin zur Seite steht. — Neben seiner beruflichen Tätigkeit, die ihn bis zum Direktor der gewerblich-kaufmännischen Fortbildungsschule in Langenlois vorrücken ließ, widmete er sich in immer steigenderem Maße heimatkundlichen und kulturellen Aufgaben. Schon 1919 wurde unter seiner tatkräftigen Mithilfe eine Zweigstelle des Dürerbundes errichtet, 1920 übernahm er die Leitung des Langenloiser Heimatmuseums, das er mangels anderer Räumlichkeiten in seinem eigenen Wohnhause in der Kremserstraße unterbrachte; die Langenloiser Heimatbühne entwickelte sich unter seiner Leitung zu beachtlicher Höhe und die schauspielerischen Leistungen ihres Direktors kann man heute noch in allen Kreisen rühmen hören.

Einen Höhepunkt im Leben unseres Geburtstagskindes — und sein Leben hat deren mehrere aufzuweisen — bildete die Erhebung des Marktes Langenlois zur Stadt im Jahre 1925, die über seine Anregung auch durch einen historischen Festzug gefeiert wurde, an dem rund 1200 Personen in verschiedenen gut kostümierten Gruppen markante

Punkte aus der Geschichte des Marktes darstellten; die ganze Organisation oblag Spitzwieser; der Festzug wurde ein voller Erfolg.

Die Betätigung im Museum, die Beschäftigung mit der Geschichte des Marktes führten Spitzwieser zwangsläufig auf die Gebiete der Früh- und Urgeschichte, für die ja Langenlois und seine Umgebung ein ergiebiges Feld boten. Was Spitzwieser anpackte, blieb nie an der Oberfläche haften: sagt man doch den Bewohnern seiner Heimatstadt nach, daß sie vor langer Zeit versucht hätten, mit allen Mitteln einen schwarzen Stier weiß zu waschen, was iedenfalls ein redliches Quantum Hartnäckigkeit und Ausdauer voraussetzt. Diese beiden Eigenschaften begleiten auch alle Bestrebungen Spitzwiesers, Gründliches Studium der prähistorischen Literatur, Besuche anderer Museen, vor allem aber die Bekanntschaft und bald Freundschaft mit hervorragenden Fachleuten der erwähnten Wissensgebiete — es seien nur die Namen Bayer. Hrodegh, Krahuletz, Kiesling und Plöckinger genannt - ermöglichten es ihm bald und wiederholt, erfolgreiche Grabungen durchzuführen (Zeiselberg, Kammern, Hadersdorf, Straß, Kronsegg u. a.), deren Ergebnisse zumeist im Langenloiser Museum aufgestellt sind und dort - wir erinnern nur an die Langobardengräber und den Zöbinger Mammutzahn — besondere Anziehungspunkte sowohl für die Fachwelt als auch für interessierte Laien bilden.

Gerade der erwähnte Mammutzahn, der mit seinen 3.34 m Länge den größten bisher in Oesterreich gefundenen Zahn darstellt, verkörpert einen weiteren Höhepunkt im Leben des Jubilars; denn gerade er zeigt, wie die vielen Samenkörner, die der Lehrer und Volksbildner Spitzwieser ausgestreut hatte, nunmehr reichlich Frucht zu tragen begannen. Wenn heute bei Erdbewegungen irgendwelcher Art in der Umgebung von Langenlois Knochen, Topfscherben etc. zum Vorschein kommen und nicht achtlos weggeworfen, sondern dem Museum gebracht werden, so ist dies in erster Linie ein Verdienst Spitzwiesers. Als 1933 gelegentlich der Vergrößerung eines Kellers in Zöbing ein großer Knochen zum Vorschein kam, benachrichtigte man sofort Spitzwieser, der, ohne besondere Hilfsmittel und Laboratorien, nur auf seine Erfahrung und sein reiches Wissen gestützt, den Zahn hob, verpackte und konservierte, so daß dieser noch heute ein Glanzstück des Museums bildet.

Das Museum wurde 1939 zum großen Teil in ein der Gemeinde gehöriges Haus — das ehemalige Syndikatshaus in der Rathausstraße — übertragen, dessen beide Geschosse heute zur Gänze mit den reichen Sammlungen ausgefüllt sind, die Spitzwieser, ungeachtet seiner Jahre und seiner schwankenden Gesundheit unermüdlich betreut und den Besuchern gerne mit Stolz, aber auch mit Humor vorzuführen versteht.

Alle seine Freunde wünschen dem Jubilar, daß er dies zum Nutzen

der Volksbildung, der Wissenschaft und nicht zuletzt auch der Gemeinde Langenlois noch lange Jahre zu tun vermag — mindestens bis 100.

A.R.

DR. FRANZ RITTER VON SCHNEIDER, EIN GEBORENER KREMSER (1812—1897)

Von Dr. Heinrich Rauscher.

Franz Schneider, Professor der allgemeinen und medizinischen Chemie in Wien, sodann Ministerialrat und Sanitätsreferent im Ministerium des Inneren, galt zu seiner Zeit als großer Chemiker von europäischem Ruf. Es ist eine Ehrenpflicht der Kremser, daß die Erinnerung an diesen bedeutenden Landsmann in der Stadt nicht ganz schwindet.

Franz Seraficus Schneider wurde am 28. September 1812 in Krems Nr. 100 geboren. Der Vater Jakob Schneider war ein Sohn des Schullehrers Albert Schneider zu Sinsheim im Churpfälzischen und seiner Gattin Anastasia, geb. Meßner, aus Kirchhausen. Der Vater erlernte das Schneiderhandwerk und war vor seiner Uebersiedlung nach Krems Regimentsschneider beim churfürstlich Salzburger Infanterieregiment. Dann ließ er sich in Krems als Schneidermeister nieder, heiratete hier am 27. August 1805 die Tochter Anna Maria des hiesigen Tischlers Jakob Barth und kaufte vom Schneider Wendelin Gut das Haus Nr. 100 (jetzt Göglstraße Nr. 7), mit dem das radizierte Schneidergewerbe verbunden war. Später kaufte Vater Schneider das Haus Nr. 284 von Johann Michael Detter (jetzt Untere Landstraße Nr. 11) und übertrug das radizierte Gewerbe auf dieses Haus, nachdem es durch eine Regierungserledigung vom 20. Juli 1825 als verkäuflich erklärt worden war.

Franz Schneider absolvierte mit Erfolg das Kremser Gymnasium und trat dann infolge eines Gelübdes seiner Mutter im Stift Göttweig ein, wo er den Klosternamen Zölestin erhielt, welchen Namen er auch nach dem Austritt aus dem Stift (1835) weiterführte. Nun wandte er sich dem Medizinstudium in Wien zu und wirkte nach dessen ausgezeichnetem Abschluß einige Jahre als Landarzt in Herzogenburg. 1846 wurde er Assistent für Chemie an der Wiener Universität und eignete sich im eifrigen Studium, das durch die Ereignisse des Jahres 1848 etwas unterbrochen wurde, bedeutende Kenntnisse in den Naturwissenschaften, vor allem in Chemie an.

Nach 1848 war er im Laboratorium des Professors Redtenbacher an der Universität Prag tätig; als dieser später an die Universität Wien berufen wurde, begleitete ihn Schneider als Assistent dahin. In Wien

habilitierte sich Schneider als Privatdozent für allgemeine und medizinische Chemie. 1852 wurde er Professor am feldärztlichen Institut und 1854 ordentlicher Professor der Chemie an der wiedereröffneten medizinisch-Chirgurgischen Josephsakademie zur Heranbildung von Militärärzten in Wien. Seit 1851 war er als a. o. Mitglied für den Sanitätsdienst in der ständigen Medizinalkommission im Ministerium des Innern tätig, womit seine fast 40jährige Tätigkeit im öffentlichen Sanitätsdienst begann.

Nach dem Tode Redtenbachers wurde Schneider Ordinarius für Chemie an der Wiener Universität. Er wurde als ausgezeichneter Lehrer und Analytiker von den Studenten sehr geschätzt und geliebt. Seiner regen wissenschaftlichen Tätigkeit ist u. a. ein Werk über die gerichtliche Chemie und ein zweibändiger Kommentar zur österreichischen Pharmakopöe zu verdanken.

1876 wurde Schneider ins Ministerium des Innern berufen und stieg hier während seiner zwölfjährigen Dienstzeit bis zum Ministerialrat und Sanitätsreferenten empor. 1887 ging er in den Ruhestand. Als Pensionist verlor er 1891 bei einem mißglückten Experiment in seinem Privatlaboratorium ein Auge.

Schneider erhielt vom Kaiser für seine großen Leistungen als akademischer Lehrer, als Vertreter der Wissenschaft und Referent im Sanitätsdienst den Orden der Eisernen Krone 3. Kl. und wurde damit in den Ritterstand erhoben. Auch in das Herrenhaus wurde er berufen.

Nach zehnjährigem Ruhestand starb Schneider am 29. November 1897 mit 85 Jahren in seiner Wiener Wohnung IX., Berggasse 10. Die Leiche wurde nach Krems überführt und am 1. Dezember 1897 im alten Friedhof bestattet.

Dr. Franz Ritter von Schneider war ein edler schlichter Charakter, ein idealer und bescheidener Mensch, frei von Eigennutz und Streberei. Seinen drei Söhnen und zwei Töchtern war er ein vortrefflicher Vater. Eine seiner Töchter war mit dem berühmten Dr. Weichselbaum in Wien verheiratet.

Benützte Archive und Literatur: Pfarrarchiv Krems. — Stadtarchiv Krems. — Wiener klinische Wochenschrift Nr. 49. 1897. — Kremser Wochenblatt vom 16. Jänner 1869 und vom 4. März 1876. — Kremser Zeitung vom 3. Dezember 1897 und vom 6. Februar 1898.

Seimafkundliche Zeitschriftenschau

"Unsere Heimat". Monatsblatt des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich und Wien. Nummer 1-2, 1957. Inhalt: Anton Schultes. Hohenau ..Flur- und Dorfanlage eines Grenzortes". Ein Beitrag zur Siedlungsgeschichte des nördlichen Niederösterreich. Walter Berger: "Alte Schloßbleche aus dem Weinviertel". Eine Studie alter bodenständiger Volkskunst. E. Schaffran: "Die Filialkirche St. Wolfgang in Kaning, Pfarre Ernsthofen a. Enns". Kleine Mitteilungen. Die Graslhöhle am Marienstein, Berichte, 25jähriges Bestandsjubiläum des Heimatmuseums Traismauer. Bericht über die Tätigkeit des Arbeitsausschusses für Wien und Niederösterreich des österr. Volksliedwerkes im Jahre 1956. Besprechungen: Salzburg Atlas; A. Klaar. H. Sevin: Die Gepiden H. M. — M. Leopold Schmidt, St. Radegundis in Groß-Höflein, H. Mitscha-Märheim. Herwig Ebner, von den Edlingern in Innerösterreich. Erich Zöllner. Felix Halmer, Niederösterreichische Burgen; A. Klaar, Robert Mayer, die Bergkirchen in den Ostalpen; A. Klaar, Friedrich Rennhofer, Die Augustiner-Eremiten in Wien; Gerhard Winner. Georg Niemetz, Der Wiener Neustädter Dom, Führer durch Wiener Neustadt, 1. Folge. Bi. Rupert Feuchtmüller, Ein Wunder gotischer Schnitzkunst. Monographie über Kirche und Altar von Mauer bei Melk. Bi. Justus Schmidt, Der Maler Matthias May und seine Linzer Schule. Kulturamt Linz. Bi. Bruno Grimschitz, Vilma Eckl, Kulturamt Linz; Bi.

Natur und Land. Blätter für Naturkunde und Naturschutz. Offizielles Organ der österreichischen Naturschutzstellen. Herausgegeben vom Oesterreichischen Naturschutzbund, Wien I., Burgring 7. Heft 3, 1957. Inhalt: Prof. Dr. Lothar Machura: "Das heilige Erbe". Ein Heimatfilm für Naturkunde und Naturschutz. Univ.Doz. Dr. Gustav Wendelberger: "Das Sterben der Wälder". Karl Schmölzer, Innsbruck: Die Datierung eiszeitlicher Gletscherhochstände auf Grund der Verbreitung tierischer Präglazialrelikte. Naturschutz: Das Beispiel Bayerns; Anwälte der Landschaft; ein neues Naturschutzplakat für Kärnten. Studienrat Prof. Dr. Heinrich Seidl: Fledermäuse, Schlangen und andere gesetzlich geschützte Tiere. Oesterreichischer Naturschutzbund: Die Gründungsversammlung der Internationalen Jugendföderation für Naturschutzbeobachtungen und Naturschutz in Salzburg, 3. — 6. 8. 1956. Feierstunde der Naturschutzjugend in Salzburg. Mitgliederbewegung.. Büchertisch.

Das obere Schwaben vom Illertal zum Mindeltal. Neu-Ulm. Augsburger Straße 6. Folge 3 vom Dezember 1956. Wenn auch diese in zwangsloser Folge, vom Verband zur Vorbereitung der Kreisbeschreibungen für die Stadt- und Landkreise Günzburg, Illertissen, Krumbach und Neu-Ulm e. V. herausgegebenen Hefte in erster Linie für die dortige Landschaft ihre besondere Bedeutung haben, so finden wir doch auch in dieser Folge wieder 2 Beiträge, die auch unser Interesse erwecken. Hellmut Pflüger gibt uns in seinem Beitrag "Die Bundesfestung Ulm rechten Ufers" auf 46 Druckseiten einen anschaulichen Bericht über den Festungsbau nach den Napoleonischen Kriegen mit allen Details einer solchen Festung, die auf den Erfahrungen deutscher und französischer Festungsbauer fußte und daher von allgemeinen wissen-

Auch K vor Andren bringt uns einen Tellausschnitz aus der beiert. Der Schaubt mit somern Beitrag "Die Belagerung von Burgar furch Kong Ludwig den Beiert im Vinter 1824 III der die leitet Einemische Austrandenschung rwischen dem König und den Hansburgert im Thronspol mit Friedrich dem Schäuer schilden.

Auch Dü

förderst die heimischen Schriftsteller als Mitglied der

. . .

Buchgemeinschaft Heimatland

Risher sind orechosists.

Ben. V. Sam Shinoid-Adultur de Stealle. Rome beise

art V - Videole stands suprecion un Vincennus Eccasionene.

As the Control of the companies of the control of t

when the Contract Contraction and Englished.

ун Допринентей:

The Parish Sales of the same and same

Burium Ladies, Wilmeren, Primer eigener Armengemit. 2 Indimentallier der der Gewerbermetellung, Verbenmiker Annishen. Armen a. D. Univere Landstrude II. Heb. Will Gardinder 1988.

Trick Constitution to be to be the state of the state of

LAMMORRED AND MORRED MICHIGANIZATION

E. SMOKSENEDER, LANGERROUS

SHEETS, WANTERL, WINNEL, LEVEL, BRIGHT, HILLS.